

ERDOZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Schwestern. Erzählung von Friedrich Gerstäcker (mit dem Porträt Gerstäcker's von Heitland und Illustrationen von Prof. Kleinmichel). — Trollhättan. Von Robert Bhr. — Das Volkslied. Nach dem Ungarischen des Georg Klösch. — Die Mode. Von Beronika von G. (mit Bignette von Vinc. St. Verche). — Das alte Schloß. Illustration von S. Brindmann. — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoche. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung). — Bei Mutter Simon. Von Lubovica Desjefiel. — Wirthschaftsplaudereien. — Räthsel. — Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 247. — Rebus. — Correspondenz. — Notiz.



In einem sorgfältig ausge-
schlagenen Gebüsch, das ihm freie
Bewegung gestattete und ihn doch
vollständig auch gegen das scharfe
Auge eines Wildes deckte, stand
ein junger Mann in einer grauen
Joppe mit grünem Kragen, einen
runden Jagdhut auf, der zwei
Spielhahnesfedern trug, während
ein paar sein gegerbte aber berbe
Jagdstiefel den untern Theil des
Beines deckten.

Wohl hatte er hier schon fast
seit einer halben Stunde den Be-
wegungen des Reh's und dem
munteren Spielen des Rehtiges
zugehauert und sich daran erfreut;
aber sein Blick schweifte doch oft
rasch und forschend darüber hin,
denn er wartete hier auf anderes
und edleres Wild.

Gerade über diese schmale
Waldwiese wechselte jeden Mor-
gen etwa um die nämliche Zeit
ein sehr starker Hirsch, dem er
schon lange nachgespürt, ja ihn auch
einige Male selbst gesehen hatte,

Die Schwestern.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker. *)

Kap. I. Auf dem Anstand.

Es war ein
wunderbar schöner
Augustmorgen; der ganze Wald duftete.
Eben stieg über die Wipfel des nächsten
Höhenzugs jener lichte Rosafärbung empor,
der das Nahen der Sonne kündigt, und
wie mit Perlen überfrenet lag eine kleine
schmale Waldwiese, die sich aber scharf in
das Thal senkte, und durch welche ein
klarer, murmelnder Forellenbach seine,
durch den Porphyr-Untergrund wie bräun-
lich gefärbte Krystallfluth hinabrieselte.
Begrenzt aber wurde die Wiese auf der
einen Seite durch einen prachtvollen hoch-
stämmigen Buchenwald, während auf der
anderen eine sogenannte etwa zehnjährige
Dichtung von Nadelholz, in der nur ein-
zelne alte und knorrige Eichen standen,
die östliche Einfassung bildete.

Und wie das in den Büschen und
Zweigen lebte und zwitscherte, wie das
herüber und hinüber flog! Da droben
auf dem einen Buchenwipfel girte ein
wilder Tauber, dem von gegenüber ein
Kuckhäger spottend antwortete; die Fin-
ken schlugen und die Drossel flötete da-
zwischen und etwas weiter oben äste sich
ein schlankes Reh mit seinem Kitz und
warf jetzt nur manchmal wie scheu den
schönen Kopf empor, als ob es eine Ge-
fahr witterte oder fürchte.

Gefahr? — armes Geschöpf, deine
scharfen Sinne würden dich nicht geschüht
haben, als du ahnungslos mit der Mor-
gendämmerung den Platz beträtest, denn
in dem Schutz der Dichtung, kaum 150
Schritt von dir entfernt, lauerte wohl
versteckt ein Jäger und hätte dich mit sei-
ner sicheren Kugel schon längst erreichen
können, wenn es nicht eben ein ächter
Waidmann gewesen wäre, der nicht daran
dachte, Mutterwild zu erlegen.

ohne je im Stande zu sein, ihn zum Schuß zu bekommen. Heute
wollte er es deshalb mit dem frühen Anstand versuchen und einen
günstigeren Morgen konnte er sich dazu nicht denken. Eben von
dort her, wo der Hirsch jedesmal aus der Ecke des Buchenwaldes
trat und dann schräg hindurch nach der Dichtung herüber schritt,
drang der schwache Luftzug, die Witterung konnte er deshalb nicht
von ihm bekommen, und von hier aus bestrich er dabei, seines
Schusses sicher, den ganzen offenen Grund. Dazu der herrliche
Morgen, die stets mehr gespannte Erwartung, der duftende Wald,
ja das Reh selbst, das so vertraut dort auf und ab suchte. — Da
hob dieses wieder scheu den schönen Kopf mit den klugen Augen,
stieß dann einen leisen fast zirpenden Ton aus und wandte sich
wie durch irgend Etwas verscheucht und von dem Kitz dicht ge-
folgt der Dichtung zu, in der es gleich darauf verschwand.

War das der Hirsch, den das Reh vielleicht nahen gehört?
Der junge Schütze fühlte, wie ihm das Herz fast hörbar in der
Brust schlug, und wenn er auch wahrlich kein Neuling auf der
Jagd war, so war der Moment doch ganz danach angethan, ihn
aufzuregen und in fieberhafte Spannung zu versetzen.

Da raffelte oben Etwas in den Büschen: im Nu hatte er die
Büchse herauf, den Hahn gespannt, den Finger am Stecher —
trockene Zweige knackten, das Laub raschelte, und:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
hängen und bangen in schmeibender Bein,
Himmelaufschauend, zum Lobe betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

schmetterte eine helle Stimme wie jubelnd durch den morgen-
stillen Wald.

Drüben im Buchenwald wurde es laut — dort zwischen den
einzelnen Stämmen durch, aber soweit entfernt, daß er die lichte
Gestalt und dann und wann auch Momente erfassen konnte, ging
in voller Flucht der starke Hirsch — sein Hirsch, wie er schon
fest geglaubt — aufgeschreckt durch das Unterholz. Ein Schuß
dahin konnte keinen Erfolg haben und plötzlich wie in den Boden
hinein versunken war auch der Hirsch, der eine Schlucht ange-
nommen hatte, um seine schützende Dichtung weiter unten zu ge-
winnen und damit spurlos verschwunden.

Der junge Schütze gehörte, wie auch schon das seine Tuch
seiner sonst einfachen Jagdkleidung bezeugte, jedenfalls der höheren
und gebildeten Gesellschaft an, aber —

„Juchzend begrüß ich das Blumengefüß,
jubelnd die Thäler in Nebel gehüllt,
lieber die Sterne und weiter hinaus
breiten die Arme der Liebe sich aus.“

sang wieder, jetzt näher kommend und fast laut aufschauend die
Stimme und: „Et so wollt' ich denn doch, daß ein heiliges Kreuz
Donnerwetter den verdammten Berliner in den Erdboden hinein-
schlüge“, knurrte der Schütze in den Bart, als er den Hahn seiner
Doppelbüchse in Ruhe setzte und einen zornigen Blick oben nach
der kleinen Wiese warf, wo eben ein sorgloses, glückliches Men-
schenkind in's Freie trat, einen Moment die wunderschöne herr-
liche Welt vor sich, da ihm dort gerade ein freier Blick über den
Wald und das tiefer gelegene Land vergönnt war, überschaute,
und dann plötzlich, ohne die geringste äußere Veranlassung aus
freier Hand einen Purzelbaum mitten auf der Wiese schlug.

*) Anm. der Redaktion. Das letzte Werk des leider so plötzlich und wider alles Vermuthen zu früh abgestorbenen Weltwunders und gefeierten
Autors dessen Bildniß als weichevolle Fierde vorliegender Nummer vor die Augen unserer zahlreichen Leserinnen und Leser tritt. Die deutsche Nation trauert
um einen ihrer edelsten und — ogleich Friedrich Gerstäcker rastlos die fremden Erdtheile durchschweifte — dem Vaterlande treuesten Söhne.

„Wenn der Mensch nicht verrückt ist,“ murmelte der so arg gestörte Schütze vor sich hin, „so weiß ich nicht. Ob der nur herausgekommen ist, um hier mit Sonnenaufgang auf der nassen Wiese gymnastische Übungen zu machen? Daß ihn der Hentler hole, und solches Volk, das in ein Zrennhaus, statt in den Wald gehört, lassen sie frei hier draußen herumlaufen.“

Der junge Fremde in dessen, der vollkommen städtisch und sogar elegant gekleidet war, ja auch Lackstiefeln trug, die aber in dem starken Thau nicht recht zur Geltung kommen konnten, blieb noch einen Moment da oben wie in schweigender Bewunderung stehen und eilte dann, aus voller Brust wieder singend, in Luft und Jubel am Rand der Wiese abwärts, wo er die Stelle, auf welcher der Schütze stand, unmittelbar passieren mußte.

„Dürfte ich Sie fragen,“ fragte da dieser, als der Fremde, ohne ihn bis jetzt gesehen zu haben, dicht an ihn herangekommen war und jetzt, bei der lauten unerwarteten Stimme dicht an seiner Seite, ordentlich zusammenfuhr, „was Sie hier zu so früher Stunde im Walde zu suchen haben, und weshalb Sie einen so heillosen Spectakel machen?“

„Alle Wetter haben Sie mich erschreckt,“ rief der junge Mann, indem er zusammenfuhr und unwillkürlich, nicht etwa nach einer verborgenen Waffe, sondern nach seinem Augenglas griff. Er trug es an einer Schnur um den Hals und im nächsten Moment sah es ihm mit einem geschickten Druck auf seiner Nase.

„Wie ist mir denn?“ brach aber der Schütze ab, indem er ihn scharf betrachtete, „hab' ich denn nicht gesehen?“

„Kurt!“ rief auch jetzt der junge Fremde, der den so plötzlich Aufgetauchten für einen Moment durch sein Glas fixirte — „bist Du's denn, oder bist Du's nicht?“

„Alfred, bei Allen, was da lebt — nun, da hätte ich eher des Himmels Einsturz vermuthet, als Dich hier in diesen Bergen und bei Morgengrauen anzutreffen, wo Du sonst gewöhnlich noch um acht Uhr in den Federn lagst. Uebrigens hast Du mir meine ganze Jagd verdorben und einen Capitalhirsch verschreckt, der mir sicher zu Schuß gekommen wäre. Weshalb um Gotteswillen mußt Du denn Deine Erklärung, daß allein eine verliebte Seele glücklich sei, Morgens mit Sonnenaufgang in Mist geteilt in den Wald hinauszuheizen? Das verträgt das Wild nicht!“

„Aber bester Freund,“ sagte Alfred, „was kann ich dafür, wenn die Viecher nicht musikalisch sind!“

„Versteht Du unter den ‚Viechern‘ die Hirsche?“ lächelte der Schütze.

„Nun gewiß!“ nickte der junge Mann, „aber ich sage Dir, Kurt,“ fuhr er dann lebhaft fort, indem er Kurt's Arm ergriff und ihn erregt drückte, „ich sage Dir, Du siehst hier den glücklichsten der Sterblichen vor Dir, den es gegenwärtig auf der Erde gibt. Mir ist das Herz so voll Seligkeit, daß ich meine Wonne nur in einem fort in den Wald hineinzujauchzen möchte.“

„Sehr angenehm das — ich habe eine Probe davon bekommen!“

„Ich weiß mir gar keinen Rath mehr!“ fuhr der noch blutjunge, aber hübsche und schlank aufgeschossene junge Mann mit leuchtenden Augen fort, „und wie ich da oben auf den offenen Hang kam und das weite herrliche Land in dieser fast wunderbaren Beleuchtung vor mir ausgebreitet sah, wußte ich meiner überschwänglichen Wonne in keiner anderen Weise Luft zu machen, als daß ich — Du wirst mich auslachen — einen Purzelbaum schlug.“

„Ich habe Dich schon ausgelacht,“ sagte der junge Schütze trocken, „denn ich war Zeuge Deiner allerdings etwas wunderlichen Gefühlsäußerung — aber was — wenn man eigentlich fragen darf, macht Dich denn so übermäßig glücklich, daß Du damit die ganze Nachbarschaft in Alarm bringst? Wirklich die Liebe? — Kennst Du, bei Deinen musikalischen Talenten, nicht die alte Lehre in dem alten Liede: ‚Treu geliebt und still geschwiegen, wahre Liebe spricht nicht viel?‘ Du hättest Dich dabei eben so glücklich fühlen können und mir — die Jagd nicht verdorben.“

„Thut mir wirklich leid,“ sagte Alfred gutmüthig, „aber ich hatte wirklich keine Ahnung, Dich hier hinter einem Busch zu finden. Doch Du sollst Alles wissen, denn ich bin überzeugt, daß Du Theil an meinem Glück nimmst, — nur jetzt nicht,“ brach er rücksichtsvoll ab, „denn ich möchte Dich nicht gern länger in Deiner Jagd stören und werde Dich deshalb allezeit lassen.“

„Und glaubst Du,“ lachte Kurt, „daß ich jetzt, nachdem Du die ganze Nachbarschaft auf wenigstens eine halbe Stunde im Umkreise alarmirt hast, noch hier an dieser Stelle zum Schuß käme? — Nein,“ setzte er hinzu, indem er völlig aus dem Tannengebüsch heraustrat und seine Büchse resignirt über die linke Schulter hing, „heute ist's damit vorbei, und ich bitte Dich nur dringend, bei einem längeren Aufenthalt hier Deine etwas lauten Morgensspaziergänge nicht wieder nach dieser Richtung her auszuwehnen. Wohin gehst Du jetzt?“

„In das Dorf zurück. Du wirst auch nicht mehr durch mich belästigt werden, Kurt, denn ich reise schon morgen ab, ihr nach.“

„Also doch eine Sie,“ lächelte Kurt, „nun das konnte ich denken; aber dann begleite ich Dich jedenfalls jetzt, und unterwegs schilderst Du mir sie.“

„Aber dann dürfen wir wohl nur leise sprechen,“ warf Alfred schüchtern ein.

„Nein,“ lachte Kurt, „Du brauchst heute Morgen Deinen Gefühlen keinen Zwang mehr anzuthun, denn jeden Schaden, den Du anrichten könntest, hast Du angerichtet — und nun sage mir,“ fuhr er fort, als er seinen Arm in den seines weit jüngeren Freundes legte, und mit ihm rechts in eine Schneise einbog, die einen nicht gerade näheren, doch bequemeren Weg nach dem Dorfe zu herstellte, „sage mir, was Dich heute so glücklich gemacht hat, denn bisher habe ich Dich immer, trotz Deiner Jugend, zu den sogenannten Blästirten gezählt, da Du, ohgleich noch so jung, schon nicht mehr tanzen wolltest und das ganze weibliche Geschlecht gewissermaßen unter den Vann der Herzlosigkeit thatest.“

„Ich bitte ab, Kurt, bei Gott, ich bitte ab!“ rief Alfred, nicht ohne einigen Pathos. „Chret die Frauen! sie flechten und weben himmlische Dornen ins irdische — nein, ich bin confus geworden. Kurt, nimm mir's nicht übel, aber ich weiß in diesem Augenblick wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht, denn ich fühle mich zu glücklich, zu unsagbar glücklich.“

„Schön,“ erwiderte Kurt, „dann th' mir nur den einzigen Gefallen und sei nicht langweilig, sondern erzähle mir mit kurzen einfachen Worten und ohne alle überschwänglichen Redensarten, was Du hast, und wer im Stande gewesen ist, Dich in eine so fabelhafte Extase zu versetzen, — wer nämlich die Sie ist, von der Du schwärmst und wegen der Du Purzelbäume Morgens mit Sonnenaufgang und sogar noch vor dem Kaffee mitten im Walde schlägst.“

„Du bist ein schrecklich profaischer Mensch, Kurt,“ erwiderte Alfred, „eigentlich noch viel profaischer, als wofür ich Dich bis jetzt gehalten, aber das soll mich nicht abhalten, Dir mein ganzes Herz auszuschnitten, und zwar weniger Deinet, als meinetwegen, denn ich fühle das innige Bedürfnis, mich auszusprechen, und dies war auch die Ursache, weshalb ich es heute so mit jubelndem Herzen dem Wald in die Wipfel sang.“

„Ich wollte, wir hätten uns gestern schon gesprochen,“ bemerkte Kurt trocken.

„So höre denn,“ fuhr Alfred fort, ohne die etwas doppelstimmige Bemerkung zu verstehen, oder wenigstens, ohne darauf einzugehen, „Du weißt, daß ich mich dem weiblichen Geschlecht bis jetzt ziemlich fern gehalten habe?“

„Du bist zwanzig Jahr alt, nicht wahr?“

„Gewesen — ja,“ erwiderte Alfred, „ich hielt die Frauen für falsch — für tofekt — ich — war schon verschiedene Male enttäuscht worden.“

„Du kannst dabei keine Zeit veräümt haben —“

„Ich bin jetzt bekehrt!“ rief der junge Mann, so mit seinen eigenen Gefühlen beschäftigt, daß er den Einwurf gar nicht beachtete, „Ich habe ein Wesen gefunden — Kurt, ich sage Dir, ein Wesen, das dieser Erde gar nicht anzugehören, sondern den überirdischen Sphären entstieg zu sein scheint.“

„Natürlich,“ nickte Kurt lächelnd vor sich hin.

„Lache nicht,“ rief aber Alfred gekränkt, „wenn Du sie gesehen hättest, würdest Du mir in jeder Silbe bestimmen und vielleicht ebenso bewegt und ergriffen darüber sein, als ich selber.“

„Und wo hast Du dieses Wunder gefunden?“

„Hier im Wald!“ rief der junge Mann erregt, „denke Dir nur, es sind jetzt etwa fünf Tage, als ich, von dem kleinen Follenbach von Ludwigsroda aus hinaufgehend und meinen eigenen Träumen nachhängend, einen tiefhätigen Bergkessel erreichte, in dem der Bach eine scharfe Wiegung macht, und hier plötzlich ein Wesen vor mir saß, das nichts Irdisches an sich hatte und nur aus Blüthenduft und Sonnenstrahl gewoben schien.“

„Alfred,“ sagte Kurt lächelnd, „th' mir den Gefallen und sprich — so weit Dir das irgend möglich ist, wie ein vernünftiger Mensch. Denke Dir einmal ein Wesen aus Blüthenduft und Sonnenstrahl gewoben. Was ist das? — ein heißer und dadurch unangenehmer Blumengeruch, und ich kann mir darunter kein überirdisches Wesen denken.“

„Weil Du ein kalter, calculirender und profaischer Mensch bist,“ rief Alfred heftig aus, „aber Du sollst mich nicht außer Fassung bringen und die genaue Schilderung jenes Engels hören. Sie trug ein hellblaues, mit kleinen rosa Blümchen überstreutes Baregekleid, um den zarten Hals einen weißen dünnen Schawl von chinesischem Crepe, einen ebensolchen, wenigstens weißen Gürtel mit einem emailirten Knopf als Schnalle, eine Korallenschmuck um den weißen Nacken und ebensolche Armbänder, und die zierlichsten braun lackirten Saffianschuhe, die sich ein Mensch nur denken kann.“

„Nun, für eine erste Begegnung mit der Geliebten,“ lächelte Kurt, „hast Du Dir ihr Neuperes ziemlich genau gemerkt. Ich fürchte fast, ich würde, nach einem solchen ersten Zusammentreffen verwißt wenig von dem zu erzählen wissen, was sie eben angehabt hätte.“

„Aber das gehört dazu,“ rief Alfred eifrig, „und ich habe ein merkwürdiges Auge für derlei Dinge, besonders wenn sie nur interessante Persönlichkeiten betreffen. Doch der Anzug war auch das Wenigste, und ich weiß wahrlich nicht, wie ich Dir die wirklich ätherische Gestalt des jungen bildschönen Mädchens so schildern soll, um Dir wenigstens einen auch nur annähernden Begriff von ihren Reizen zu geben. Denke Dir eine schlanke, hebeartige Gestalt aus Blüthenduft und Sonnenstrahl gewoben.“

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich das nicht kann,“ bemerkte Kurt trocken.

„Denke Dir ein Wesen, das, als sie am Ufer dahin schritt, kaum den Boden zu berühren schien, und als sie sich mir zuwandte, mich an jene Feen erinnerte, die früher unsere Wälder belebt und Sterbliche zuweilen mit ihrer Erscheinung beglückt haben sollen. Sie hatte hellblondes lockiges Haar.“

„Himmelblaue Augen,“ warf Kurt ein.

„Das schönste Himmelblau, das sich auf der Welt nur denken läßt,“ rief Alfred in wahrer Verzückung, „Ihr Teint war dabei von einer durchsichtigen Zartheit — der Mund klein und zierlich, von zwei Reihen Perlen geschmückt, zwei Grübchen in den Wangen und eins im Kinn, und das Lächeln, als sie endlich sprach — nein, Kurt, und wenn ich Methusalem's Alter erreichte, ich würde das nicht vergessen.“

Kurt lächelte. „Du bist wirklich, wie ich sehe,“ sagte er endlich, „bis über die Ohren verliebt, und in Deinem Alter läßt es sich annehmen, daß diese Liebe wenigstens bis zu Weihnachten anhält.“

„Kurt!“ rief Alfred fast außer sich, „wenn ich je wieder von dem Mädchen lasse, so —“

„Pst,“ unterbrach ihn der ältere Freund, „keine unnöthigen Schwüre jetzt, beschreibe mir vor allen Dingen Eure romantische erste Zusammenkunft in Waldes Grün und an dem murmelnden Bach, denn ich fange doch an, Interesse daran zu nehmen.“

„Ein Eisclumpen müßte das!“ rief Alfred erregt und halb beleidigt über die kalte Aufnahme seiner Schilderung aus, „aber wie soll ich Dir das beschreiben — ich fürchte, ich habe mich bei dieser ersten Begegnung eher etwas zu blöde und albern gezeigt, denn ich konnte mir nicht helfen, es war mir fortwährend, als ob ich einer höheren Erscheinung gegenüber stände.“

„Läßt sich denken,“ nickte Kurt vor sich hin, „und sie hat Dich jedenfalls deshalb im Stillen ausgelacht.“

und nicht allein mit grenzenloser Liebe, sondern auch maßloser Seligkeit.“

„Alfred, Alfred!“ sagte Kurt, indem er neben dem Freund hinschritt und leicht mit dem Kopf schüttelte. „Du bist stets etwas leidenschaftlicher Natur gewesen, jetzt ist Alles ‚grenzen- und maßlos‘. Du übertreibst fabelhaft und wie Du das mir gegenüber thust, so fürchte ich, behandelst Du Dich selber in der nämlichen Weise.“

„Aber wie kann man Etwas übertreiben, wenn man es genau so schildert, als man es selber fühlt?“

„Man kann sich eben selber täuschen, und das führt dann nicht selten zu unangenehmen Consequenzen.“

„Kurt, wenn Du sie selber kenntest, wenn Du nur ein einzig Mal in die blauen Sterne hättest schauen dürfen...“

Kurt lachte. „Es ist nun einmal mit Dir kein vernünftiges Wort zu reden, also führe mich zu Deiner Heldin, und ich kann mich dann viel leichter selber überzeugen, in wie weit Deine Begeisterung auch Berechtigung hat. Ich glaube, ich habe die junge Dame schon gesehen.“

„Aber sie ist heute Morgen um drei Uhr mit der Post abgereist.“

„Und deshalb warst Du so vergnügt?“ lachte Kurt.

„Weil ich unmittelbar hinter ihr herreisen werde,“ erwiderte eifrig der junge Mann; „ich erfuhr ihre Abreise nur zu spät und konnte nicht so rasch fertig werden, sonst hätte ich sie jedenfalls begleitet.“

„Wo wohnen sie?“

„In Dresden.“

„Und was für einen Rang bekleidet ihr Vater oder welchem Stand gehört er an?“

„Ja, wie soll ich das wissen?“ rief Alfred, „glaubst Du, daß ich in ihrer Nähe an Familienverhältnisse gedacht habe?“

„Ich war der Meinung, Du hättest dabei an nichts Anderes gedacht,“ erwiderte Kurt, „die Frage wäre jedenfalls sehr natürlich und sogar gerechtfertigt gewesen. Jetzt weißt Du nicht einmal ihre Adresse.“

„Sie heißt Hulda.“

„Hulda, allerdings ein hübscher Name, der etwas Duftiges hat, und wenn die junge Dame dem entsprechend aussieht, so kann ich mir Dein Entzücken wohl erklären. Also wirst Du im Adresskalender den Namen Hulda suchen müssen.“

„Es ist die Huldgöttin, auf die Erde herabgestiegen.“

„Wie alt etwa?“

„Höchstens siebenzehn Jahr!“ rief Alfred begeistert.

„Höchstens?“ lächelte Kurt. „Da trägt sie wohl noch kurze Kleider.“

„Du bist ein Spötter,“ sagte Alfred halb beleidigt, „aber ich weiß, daß Du mir Abbitte thun wirst, sobald Du sie nur siehst.“

„Lieber Alfred,“ sagte Kurt viel ernster, als vorher, indem er seinen Arm in den des Freundes schob, „sieh, an Deinem guten Geschmack zweifle ich keinen Augenblick, aber willst Du von mir einmal ein vernünftiges Wort hören?“

Alfred lächelte.

„Es hat sich gegen Liebe die Vernunft ermannt, und als Empörungsfahne Weisheit aufgefleht. Die Liebe hat zum Angriff einen Hauch gelandt, und die Vernunft hat zitternd das Gewehr gestreckt.“

„Du scheinst ziemlich bewandert in den Classikern zu sein,“ sagte Kurt, „und ich kann Dir augenblicklich auf dieses Gebiet nicht folgen; erlaube mir deshalb in einfacher Prosa zu Dir zu reden, und der Gegenstand, den ich berühren will, ist auch profaischer Natur, wenigstens wirst Du ihn dafür halten.“

„Du holst weit aus.“

„Und will mich doch sehr kurz fassen. Sagtest Du nicht, daß Du einundzwanzig Jahr alt wärest? ich glaube noch nicht einmal, denn Du siehst wenigstens viel jugendlicher aus.“

„Ich werde im December einundzwanzig Jahr.“

„Also zwanzig und ein halb; Hulda, wie die Himmlische heißt, ist höchstens siebenzehn, wie Du selber sagst, was kann sich ein vernünftiger Mensch von einer solchen Liebe versprechen?“

„Und weißt Du nicht, daß wahre Liebe ewig ist?“ rief Alfred begeistert aus.

„Ewig ist ein wunderschönes Wort,“ nickte Kurt still vor sich hin, „man ist damit gleich fertig. Das dauert ewig, sagt man im Theater, wenn der Zwischenact ein wenig zu lang ausgedehnt wird, ewiger Regen‘ heißt es bei etwas nasser Witterung, ewige Liebe, wenn sich ein junger Mensch zum ersten Mal in ein glattes Gesicht vergafft hat und seine Gefühle dann höchst unbefangenen mit einem endlosen Zeitmaß mißt.“

„Du bist wirklich profaisch, Kurt.“

„Ich habe es Dir vorhergesagt, daß ich es sein würde. Nun bedenke Euer Alter, denn ich setze doch voraus, daß Du auf eine ewige Verbindung mit der Geliebten rechnest. Angenommen wirklich, daß Deine Hulda erst siebenzehn Jahr und Deiner Aussage nach, ein Engel an Schönheit ist, wie lange glaubst Du, daß sie noch ungefucht blühen wird? doch wohl nur ein oder höchstens zwei Jahr. Dann finden sich, und vielleicht noch früher, die Bewerber ein, die auch zugleich im Stand sind, ihr eine Häuslichkeit zu bieten.“

„Und wenn sie mich liebt, wie ich sie, wird sie jedes Werber's Hand mit Entrüstung und kaltem Stolz zurückweisen.“

„Du bist dann zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahr alt,“ fuhr Kurt, ohne von der Unterbrechung Notiz zu nehmen, ruhig fort, „und hast wenigstens noch fünf bis sechs Jahr vor Dir, ehe Du zur vernünftiger Weise an heirathen denken darfst. Hulda ist bis dahin vierundzwanzig Jahr alt, und glaubst Du, daß ihr an einem so hinausgezögerten Brautstand irgend etwas gelegen wäre?“

„Und wenn sie sechzig Jahre alt wäre,“ rief Alfred, dessen Augen in höchster Aufregung leuchteten, „so würde ich dieselbe heiße brennende Liebe für sie fühlen wie jetzt.“

„Und hast Du Dich schon gegen sie erklärt?“ frug Kurt.

„Ich wagte es nicht,“ sagte Alfred schen, „wenn ich es auch hundert Mal auf den Lippen hatte.“

„Also weißt Du nicht einmal, ob sie Dich wieder liebt?“

„Sind solche Gefühle nicht stets gegenseitig?“

„Nicht daß ich wüßte, und ihre Eltern kennst Du eben so wenig?“

„Nein, aber ich habe Freunde genug in Dresden, um dort im Haus schon eine Einführung zu bekommen. Ihre Tante heißt von Loswall.“

Kurt schüttelte mit dem Kopf. „Da hilft alles Reden Nichts,“ sagte er. „Du bist einmal in den richtigen Liebestaumel, den blutjunge Leute sehr häufig für wahre Liebe halten, hineingefallen, und ich sehe ein, daß jetzt mit Dir kein vernünftiges Wort zu

reden ist. Dein Herz ist mit Deinem Verstand vollständig durch die Lappen gegangen, und ich werde es dem alten Mesculap, der Zeit überlassen müssen, Dich von allen Deinen Holzwegen wieder auf die breite Chaussee des wirklichen Lebens zu bringen.

„Auf eine Chaussee willst Du mich bringen, wo ich jetzt auf blumigen Waldpfaden und weichem duftenden Moos wandere?“
„Das letztere ist ein Irrthum,“ bemerkte Kurt. „Moos duftet gar nicht, sondern bekommt weit eher einen fauligen Geruch.“

„Du bist unausstehlich, Kurt.“
„Ich habe Ursache,“ sagte dieser, „denn Du hast mich mit Deinem Liebeswahnsinn heute um einen starken Hirsch gebracht, und das Schlimmste dabei, nicht einmal eine Ahnung davon, was das heißen will. Aber wann wirst Du abreisen?“

„Morgen früh wollte ich mit der nämlichen Post fort, in der sie heute abgefahren ist.“

„Wie lange bist Du aber schon hier?“
„Seit vier Tagen.“

„Das ist merkwürdig, daß wir uns da nicht früher begegnet sind; ich bin schon eine ganze Woche hier und nicht aus dem Dorf, oder seiner allernächsten Umgebung hinausgekommen.“

„Da hast Du also gleich den Grund, ich wohne bei dem alten Oberförster dort oben auf der Höhe, und habe nicht allein den Wald nicht verlassen, sondern bin auch jedesmal geslichtet, wenn ich leichte Kleider durch die Büsche schimmern sah. Der liebe Gott bewahre Einen vor allen Spaziergängern, wenn man pirschen geht.“

„Du hast keinen Sinn für das Schöne.“
„Nicht?“ rief Kurt begeistert aus, und seine Augen blitzten.

„Du solltest nur einmal das Glück haben, einen edlen Hirsch aus dem Wald treten zu sehen, wenn er den prachtvollen Kopf hebt, hinausfährt, und dann laut schreiend den Gegner zum Kampf herausfordert. Alfred, wenn Dir dabei das Herz nicht aufginge, daß Du laut aufjubeln möchtest vor lauter Glück und Seligkeit, dann hast Du kein Herz. Das ist schön, das ist erhaben, und dazu noch der herrliche grüne Wald, die lautlose heilige Stille umher.“

„In die der Hirsch hinein schreit?“ bemerkte Alfred trocken.
Kurt sah ihn einen Moment rasch und wie unwillig an; plötzlich brach er in Lachen aus und rief:

„Du hast wahrhaftig Recht, und die Lektion war verdient. Wir haben beide unsere verschiedenen Ansichten vom Leben, Neigungen und Leidenschaften und es würde mir so schwer werden, Dich, wie Dir, mich zu überzeugen, daß Du oder ich im Irrthum wären. Also Du gehst nach Dresden?“

„Ja, direct, ich habe dreiwöchentlichen Urlaub erhalten, um meine etwas angegriffene Gesundheit zu restauriren, und kann den nicht besser anwenden.“

Kurt lächelte, erwiderte aber Nichts und sagte nur nach einer Weile:

„Gut, dann bleiben wir wenigstens heute zusammen. Ich bin durstig geworden und vor uns, im goldenen Hirsch, finden wir ein vorzügliches Glas Bairisch Bier.“

„Bier?“ sagte Alfred mit einem wegwerfenden Gesichtsausdruck, „gemeines Bier jetzt — ich möchte Champagner trinken.“

„Du würdest hier einen schönen Stoff bekommen,“ lachte Kurt, indem er des Freundes Arm wieder nahm, „Nein, Kamerad, trink' Du Bier, denn das ist Dir auch am zuträglichsten. Champagner steigt Dir nur noch mehr in den Kopf und Du brauchst vor allen Dingen etwas dickes, ruhiges Blut.“

Und die beiden jungen Leute schritten, von jetzt an nur über gleichgiltige Dinge plaudernd, die Straße hinab, dem nicht mehr fernem Dorfe zu.

(Fortsetzung folgt.)

Trollhätta.

Reiseerinnerung aus Skandinavien von Robert Byr.

Vor langen langen Jahren, als es noch Niesen und Zauberer gab, und vom Epigonenthume noch nicht die Rede war, da lebte — so erzählt die Sage — in Schwedens stiller Waldheimlichkeit, nahe am Wenersee, ein zartes blondhaariges Kind, das eben so sehr seiner redenshaften Gestalt und krafttrockenen Schönheit, als seiner Zauberkräfte wegen weit und breit berühmt war. Auch hatte des Vaters Segen der schönen Dagna ein anständiges Haus gebaut, in dem sie ihre namhafte Mitgift bewahrte und es fanden sich daher selbstverständlich zahlreiche Arbeiter ein, die das liebliche Mädchen „giften“ wollten, wie der schwedische Ausdruck so vielfältig und tief bedeutungsvoll für „heirathen“ lautet.

Am heftigsten entbrannten aber zwei „Gjätten“ in Liebe zu ihr. Die beiden bis dahin freundschaftlichen Gutsbesitzer vom Halle- und Huneberg — Takother und Horgimer mit Namen — legten selbster ihre Herzen der Angebeteten zu Füßen und baten um ihre Hand, was aber Schönogna nicht wenig in Verlegenheit brachte, da selbst in jener grauen Urzeit, wo die Rechtsbegriffe noch ziemlich verwirrt waren, die Doppelphe keinen Eingang in den strengsittlichen Norden gefunden hatte. Das holde Mädchen mußte, daß, welchen auch immer die Wahl trafe, derselbe den süßen Preis nicht unangefochten erringen würde. — Um der doppelt Geliebten die Zweifel zu ersparen, forderten sich die beiden Freier kurzweg zum Zweikampf heraus, in dem nur einer am Leben bleiben sollte.

Da es aber bei derlei Gelegenheiten in jener Zeit gar wüßte zuzugang, und es leicht möglich war, daß zu guter Letzt gar keiner mehr übrig blieb, so erbeute Dagna's sanfte Seele, und sie beschloß, um einer solchen rückwärtslohen Eventualität zu entgehen, lieber selber Partei zu ergreifen. Und da sie einmal so weit war, regte sich auch, wie das zu geschehen pflegt, ihr Herzchen und fühlte Mitleid mit dem treuen Jugendgepielen Horgimer, den sie im gemeinschaftlichen Interesse zu retten beschloß. Aus einer vertrauten Ecke der Garderobe ihrer seligen Frau Mutter, von der sie eine Menge untrüglicher Sprüche und Mittelchen geerbt, kramte sie nun einen alten, schon etwas vom Zahn der Zeit benagten, aber immer noch reputirlichen und mit unschätzbaren Eigenschaften begabten Hut hervor, den sie ihrem Protegé mit zuversichtlichem Lächeln aufs Haupt stülpte und ihr zu Liebe zu tragen bat. Denn von der eigentlichen Kraft dieses unausprechlichen Kleidungsstückes, undurchdringlich für jeden Schwerthieb zu sein, durfte sie natürlicherweise Nichts laut werden lassen; das Cavaliergefühl hätte ja ihrem Verehrer niemals gestattet, mit so ungleichen Waffen den Tjost zu beginnen.

So feinführend in der Ehre war aber sein Gegner nicht. Takother, der Böse, hatte nämlich von einer entfernten Tante in reiferen Jahren, die sich ebenfalls neben ihren häuslichen Beschäftigungen der Zauberei besaß und vielleicht auch eine Art öffentlicher Stellung als Druidin eingenommen haben mag, ein geheimes Schwert erhalten, das mit den kräftigsten Runenprüchen bedeckt war, und dem keine Panzerplatte und selbst kein Zauber widerstand.

Der geneigte Leser merkt nun schon, daß die Geschichte übel ausgehen mußte.

Der Streit begann, und Schönogna wohnte demselben, wie das bei den gefühlvollen Damen jener Zeit so Sitte war, auf ihrem Söller als Zuschauerin bei. Hei! war das ein Schwängen und Schlagen, ein Klirren und Splittern, daß man es weithin hören konnte! Wichtig rasselten die Streiche hagelicht nieder, die Funken stoben, und der Graustein zerbarst frachend unter den Schwertern, die den Felsen tief zerspalteten. Die elegante Fechterart liebte damals noch das Geräusch und fürchtete nicht, „sich zu verhaun“. Da, als die beiden Niesen schon ermüdeten, warf Horgimer einen Blick nach seiner Geliebten empor, die ihn zu ermutigen, ihr weißes Tüchlein schwang. Diesen günstigen Moment nun nahm der böse Takother wahr, er holte weit aus und im nächsten Augenblick schmetterte sein Schwert mit ungeheurer Gewalt herab auf den unseligen Zauberhut, und o Schreck! spaltete nicht nur diesen, sondern auch den darunter befindlichen Kopf, die Brust, den Leib, daß die beiden Hälften schauerlich rechts und links auseinanderfielen und leblos zur Erde sanken. Aber auch Takother sollte seines Sieges nicht froh werden, denn der Streich war so mächtig geführt, daß das Schwert noch immer nicht anhielt, sondern tief in den Boden fuhr, worüber der Rede mitgerissen, hinfiel und zwar so unvorsichtig, daß die Spitze des Schwertes, welches sein halber erschlagener Gegner noch immer in der trotigen Faust hielt, ihm schnurstracks in den Hals fuhr und seinem Leben ein Ende machte, wobei das schwarze Blut des Bösewichts sich dampfend über das Gestein ergoß. Auch hauchte er, wie üblich, gleichzeitig die schwarze Seele aus.

Daß unter solchen Umständen Schönogna die Katastrophe nicht lange überlebte, wird Jedermann begreiflich finden. Der unwiederbringliche Verlust hatte sie über die Natur und Tiefe ihrer Gefühle erst vollkommen aufgeklärt. Sie weinte sich zu Tode.

Diesem historisch beglaubigten Vorgange verdankt Schweden eine seiner größten Sehenswürdigkeiten, seinen berühmtesten Wasserfall. Die Tränenbäche der zarten Niesenmädchen sammelten sich zur Götha-Elf und flossen so ausgiebig, daß sie zur Stunde noch immer als mächtiger Strom durch die in dem Zweikampfe gespaltenen Felsen hinabstürzen. Die Stelle aber heißt heute noch nach dem Zauberhut, der in dieser grauenhaften Geschichte eine solche Jammervolle spielt, und zur Warnung vor allen doch nur zum Uebel ausschlagenden Zauberkünsten schöner Mädchen: „Trollhätta“.

Diese seltsame Geschichte hatte stark in meinen Träumen gespielt und eine eigenthümlich romantische Stimmung hinterlassen, die trotz des Frühstückes in splendider moderner Klassikerausgabe noch vorhielt, als wir, uns der Führung eines der elend aussehenden Knaben anvertrauend, die vor dem Hotel hungrig herumlungern und sich an den Reisenden drängen, den Kanal auf der Rollbrücke überschritten und nun auf dicken Schichten weicher Sägewäpde, an Schneidemühlen und Eisenhütten vorüber, dem Falle zuwanderten. Das immer stärker werdende Tosen konnte die Illusion bestärken, als seien die grimmen Niesen noch immer in furchtbarem Kampfe begriffen, lönte doch das Kreischen der Säge, das Pochen der Hämmer wie das Klirren und Wetzern gewaltiger Schwertschläge und das Stampfen der Streitenden, unter dessen Wucht die Erde erzitterte. Bald aber verjählang das Geräusch der brausenden Wasser jeden anderen Laut, ein leiser Sprühnebel umging uns und nun noch ein paar Schritte und da standen wir vor dem vielbewunderten prächtigen Schauspiel.

Je höher die Erwartung gespannt gewesen, — man hat ja beliebt, den Trollhätta, sogar in neuester Zeit noch, nicht nur den berühmtesten, sondern auch den prächtigsten Wasserfall Europas zu nennen — desto größer war im ersten Momente die Enttäuschung. „Das ist ja eigentlich kein rechter Fall!“ war mein nächster Gedanke.

Aber unmittelbar nach diesem ersten Gedanken schon war alles Denken überhaupt durch die bloße Empfindung bei Seite gedrängt und ersetzt, wie das Donnergetöse die Stimme zum Schweigen gebracht hatte.

Die gewaltigen Wassermassen, die sich hier schäumend und stäubend zwischen den zerrissenen Felsen im wilden Aufruhr hindurchwälzen, das herrliche Farbenpiel, das die Sonne auf diese wirbelnde, sprühende, überstürzende, tollhastige Schaumluth zaubert, sie können nie ihres Eindruckes verfehlen, und auch ich konnte mich nicht des mächtigen Reizes erwehren, der in dem Zusammenspiel von Ueberwältigung und Erhebung liegt. Schwach, klein, gedemüthigt, sogar unfähig, sich des scheuen Bangens zu erwehren, fühlte sich der Mensch joldem großartigen Naturschauspiel gegenüber immer wieder von einem fesselnden Zauber umspinnen, der zu der Unerfättlichkeit des Anschauens zuletzt ein fast unwiderstehliches Verlangen nach Ergründung dieser Elementarkräfte, einen übermännlichen Zug zur Tiefe gesetzt, vor dem nur ein gewaltiges Ausbieten des Verstandes, ein hastiges Losreißen rettet.

Nach der Befriedigung dieser ersten Regungen aber kehrte ich doch wieder, ohne dadurch den Genuß im geringsten zu schmälern, zu meinem ersten Ausspruche zurück. Nein, der Trollhätta ist kein eigentlicher Wasserfall, er ist nur eine riesige — Stromschnelle.

Wenn die einzelnen Fälle hier nicht vertheilt, wenn dort die Wassermassen größer wären — heißt es — wenn dann die größte Breite verlegt würde und wenn dann noch dies und jenes dazukäme —! Ja das will ich gerne zugeben, aber diese „Wenn“ sind eben so viele Gründe gegen die überschwängliche Behauptung, welche die Fälle der Götha-Elf allen andern in Europa voranzetzt. Wenn Jemand ein subjectives Schönheitsgefühl als Maßstab dafür angibt, so mag das allenfalls Geltung für ihn selbst, nicht aber auch für alle Welt haben, deren Urtheil nur thatsächliche Verhältnisse bestimmen können.

Die Gesamtgröße aller Fälle der Götha bei Trollhätta beträgt allerdings 112 Fuß, indeß der Rheinfall nur über eine Barriere von 50 — 60 Fuß stürzt, aber jene Höhe vertheilt sich auf sieben verschiedene Fälle, die nicht etwa alle knapp beisammen, sondern auf einer Strecke von 5000 Fuß, also ungefähr eine halbe Stunde, verstreut liegen. Nirgends ist der Fluß über 160 Fuß breit und das gerade an einer weniger hübschen Stelle, aber an dem schönen Toppösfälle bloß 34 Fuß, entgegen der Breite von 200 Fuß des Rheinfalles bei Schaffhausen. Die imposante Wehre des letztern überragt also jeden Vergleich mit dem Trollhätta,

wohingegen dieser, wenn man die Grazie und Höhe des ganzen Falles in Betracht zieht, hinwieder die Concurrrenz mit dem Gießbach oder andern Fällen des Werner Oberlandes nicht zu bestehen vermag. Am ehesten möchte ich bei ihm noch eine Aehnlichkeit mit den ebenfalls berühmten Krimmler Fällen finden.

Eine kleine Brücke, für deren Betreten man einen Viertelrigsdaler bezahlt, welche Abgabe der Ortschule zu Gute kommt, führt nach einer kleinen Insel inmitten der Fälle. Der Eindruck ist hier, auf dem ewig zitternden Bretter, umrißelt von dem aufsprühenden Staubnebel und unmittelbar über dem tobenden Chaos, ein betäubender, wie man ihn auf der Fischenz, jener von der Laufener Seite gegen den Rheinfall hinausgebauten Galerie, empfängt. Von dieser kleinen Insel, mit der man sich schon im nächsten Augenblick in die Tiefe gerissen meint, und von der feuchten Brücke übersteht man zu oberst die 26 Fuß hohen Gullfalle, von der bewaldeten unzugänglichen Insel so genannt, die von zwei schneeigen Armen der Elf umfaßt, nur dem scheuen Vogel eine Zufluchtsstätte bietet. Fast unmittelbar darauf wälzen sich die Wassermassen, abermals getheilt und den kleinen Holm Toppö, auf dem man bangend steht, umspannend, weitere 44 Fuß hinab. Darauf folgt dann der Stampftrömsfall, den man am besten von einer tiefer unten gelegenen Felsplatte überblickt. Aber alle diese Fälle bieten, wie schon gesagt, nicht das eigentliche Bild eines Wassersturzes, sondern es hat nur den Anschein, als schiefte der Fluß mit ungeheurer Schnelligkeit, in schäumendem Zorn über die zerklüftete Felsenbahn schräge herab. Einzig und allein der Arm, welcher sich durch die dicht am letztgenannten Fall gelegene Polhemsschleufe, welche ein unvollendetes Werk geliebt, wie in einem vier und sechzig Fuß hohen Felsenbette abzieht, stürzt in der That in einem — leider nur viel zu schwachen — Falle zur Tiefe, um jodann, mit dem Flusse wieder vereinigt, alsbald in einem weiten Becken — dem Hojumsvarp — ruhig dahin zu fließen.

Daß einst eine undurchbrochene Barriere bestand, über welche der Fluß in gewaltigem Sprünge herabstürzte und damit einen unbeschreiblich großartigen Anblick geboten haben muß, beweist noch eine jetzt weit oberhalb des Wassers ganz im Trockenen gelegene „Gjättagryta“ oder Niesengrube, wie man sie zahlreich auch an anderen Orten Schwedens, besonders auf den kahlen Felseländen der Scheeren findet. Es sind dies ganz eigenthümliche halbkugelförmige ausgehöhlte Gruben, in denen zumeist noch der zur mathematisch genauen Kugel abgerundete Felsblock ruht, der von dem heftig spülenden Wasser fortwährend gewendet und gedreht, seiner Zeit sich und seinem Lager Form und Schluß gegeben. Auf ganz denselben Proceß sind die sogenannten Kugelmühlen in Fürstenbrunn bei Salzburg gegründet, wo das raschströmende Wasser, über die Felsverletzungen geleitet, binnen wenigen Stunden die hineingeworfenen Stückchen des Untersberger Marmor in das überall hin verbreitete zierliche Kinderpielzeug verwandelt. So klein und artig sind die Gruben und Kugeln hier im Norden freilich nicht, um sie als Spielzeug zu benutzen. Dazu gehören schon die Recken der Fabelzeit, und so hat denn auch der Volksglaube, mit der natürlichen Erklärung nicht zufrieden, sie jenen Niesen zugeschrieben und in ihnen nur einen Beweis mehr für das Bestehen dieser selbst mit den Göttern hadernden Titanen gefunden.

Die waldigen Berge, welche den Hojumsvarp einfassen, drängen sich alsbald näher aneinander und der Fluß bildet, ehe er zu ruhigem Laufe kommt, noch vier Fälle, von denen die drei oberen Helvetesfallen, d. i. „Höllensfälle“, genannt werden. Hier ist das Flußbett am breitesten, dagegen stehen sie an imposanter Macht und malerischer Schönheit weit hinter den Toppösfällen zurück. Unterhalb derselben ist die Didehöle.

Unter den Mühlen und Werken erregt besonders jenes Aufmerksamkeit, wo die unabsehbaren Holzabfälle zu einem ganz hübschen Papier verarbeitet werden und zwar nicht so sehr der künstlichen Construction wegen, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil hier dem Touristen vielleicht der einzige Versuch auf der ganzen Halbinsel entgegentritt, selbst noch die Ueberbleibsel eines Naturproductes ergibig zu machen, auf dessen reichliches Vorhandensein hier überall unverantwortlich losgewirtschaftet wird. Die Wohnhäuser der Werk- und Mühlenbesitzer geben eine hübsche Staffage für den zwischen bewaldeten Bergen eingeeengten Fluß, die zwar nicht von bedeutender Höhe, aber schroff sind und ohne die eingestreuten freundlichen Häuschen inmitten des dunklen Nadelholzes wohl düster und drückend wären.

Auf der Höhe des östlichen der beiden Berggücken zieht der Kanal, den Fall umgehend, weiter, bis in den kleinen stillen Akersee, um von hier auf elf Fuß rasch hinabzufliegen zu dem Bassin von Akermaß, in welchem er sich wieder mit dem benachbarten Flusse vereinigt.

Weit mehr als durch den anderwärts übertroffenen Naturreiz der Fälle, fühlte ich mich durch das Werk von Menschenhand zur Bewunderung hingerissen, welches hier das lange genug für unmöglich Gehaltene vollbringt und Schiff um Schiff mit Leichtigkeit die steile Höhe von zwanzig Klaftern emporhebt. Die niegeschaut, ungeahnte Großartigkeit dieser granitenen Schleusen erfüllt im ersten Augenblick mit scheuem Staunen, denn Alles, was man auf der Kanalfahrt bisher Aehnliches gesehen, verschwindet vollkommen und die in dem engen, kaum für den Rumpf des Fahrzeuges Raum gebenden Felseneinschnitt emporsteigenden Schiffe scheinen wie durch Zaubermacht gehoben, stufenweise auf der gigantischen Treppe einander zu folgen. Ein um so seltsameres Schauspiel für den etwas entfernt in der Tiefe stehenden Zuschauer, weil er nur die allmählig aufsteigenden Mastspitzen über den Felsen, bei einer Wendung wohl auch den schweren Schiffskörper, nirgends aber einen Urheber der seltsamen Erscheinung erblickt und der wunderbare Eindruck nicht durch Wahrnehmung und Klarlegung der schaffenden Thätigkeit abgeschwächt wird. Wer aber den Aufwand an Arbeit und Energie ermessen will, den die Anlage des Niesenwerkes nöthig machte, der braucht nur in die Tiefe einer Schleufe der eben im Bau begriffenen zweiten Treppe einen Blick hinabzuwerfen. Wie in einen Abgrund sieht das Auge! Boden und Wände der Schlucht sind von Granitquadern gebildet, die mit strengster Genauigkeit gefügt erscheinen, die überbrückten Thore gleichen mächtigen eisernen Gefängnisthüren und geben dem Ganzen das Ansehen eines unheimlichen Verließes, — einer Löwengrube. Aber der Schrecken vor Barbarei und Gemüthsverwirrung ist hier nicht am Plage. Kein Werk der Grausamkeit, dem blutleuchtenden Bösenbilde der Vorzeit oder des Mittelalters geweiht, nicht einmal einer jener düstere Gedanken wachrufenden Stein- und Eisenwälle, zum Schutze gegen die verheerenden Kriegswerkzeuge der Gegenwart errichtet, zerklüftet da den trotigen Fels und thürmt Block auf Block zur unmerklichen Wand, — der wahre Geist der Civilisation und Humanität hat

Hier seine Schöpferkraft entfaltet, und was er vollbracht, dient in der That zur Wohlfahrt, zum Fortschritt der Menschheit.

Wer auf solchen Idealismus einigen Werth legt, kann sich hier ungetrübt des Anblicks erfreuen, während er das Schiff erwartet, das majestätisch die Terrassen heruntersteigt, in jener gelassenen Majestät nämlich, die darin besteht, sich Zeit zu lassen. Auch wir kamen, wiewohl wir uns weder bei Besichtigung der Fälle, noch bei dem wundervollen Spaziergange durch den morgensfrischen Wald überreilt hatten, noch zeitig genug an das Bassin hinab. Unser Schiff, das vor zwei Stunden Trollhätta verlassen hatte, passirte eben erst die letzte Doppelschleufe, die imposanteste von allen. Wir ließen uns einstweilen auf dem hübsch hergerichteten, sogar mit einem eleganten Erfrischungspavillon versehenen Landungsplatze nieder, lauschten dem fernen Losen, in das sich der melodische Jubel buntgefiederter Sänger mischte und erfreuten uns an dem malerischen Bellsdunkel des Waldes, zwischen dessen Stämmen einzelne Strahlen der Sonne hindurchstritten, um auf dem frischgrünen Moose und den dazwischen gestreuten, oft grotesken Felsstrümmern in goldenen Lichtern zu spielen.

Die stille grüne Wasserfläche kräuselte sich jetzt, der Nix theilte die Wellen und schwamm ganz nahe heran ans Land. Bei uns im Süden sind die Nixen schöne verlockende Meerfrauen, die sich mit tüchtigen Gnommen necken und dazu das berühmte „Wigala waja!“ singen, wie uns das aus der lehrreich-anschaulichen Aquariums-scene des Richard Wagner'schen Rheingold satfam bekannt ist. Die nordische Phantasie ist nicht so üppig, und in der Poesie dieser Völker spielt das Grauen eine wichtigere Rolle, als der unwiderstehliche Liebreiz.

Hier im Norden wohnt in der feuchten Tiefe keine Nixe, sondern ein Nix (schwedisch „Næcken“). Ein grämlicher Mann mit einem großen grünen Barte, der darum aber keineswegs eines besseren Leumundes genießt, als jene südlichen Vogelinden und Wellgunden, denn zu Zeiten wird es auch ihm zu einsam da unten, wie er ja selbst in dem schönen Volkslied vom Nix mit dem im Norden noch sehr gebräuchlichen, oft befremdenden Rehrreim klagt:

„Mein Vater, meine Mutter sind blaue Wellen,
Wacht auf alle redlichen Knaben! —
Nixen und Nohr sind meine Gefellen.
Die Jungen die Zeit wohl verschlafen haben.
„Gar traurig ist's in der Tiefe, der Klaren,
Wacht auf alle redlichen Knaben! —
„Gar viele sind es, die über uns fahren,
Die Jungen die Zeit wohl verschlafen haben.“

Dann steigt er hinauf ans Tageslicht, schmückt sich „als Edelmann“ und verbirgt seinen Bart, oder doch auf kosmetischem Wege, wie so manch anderer ergauende Nix, wenigstens die Farbe desselben, so daß bei seinem Erscheinen im Tanzsaal „die Jungfrauen werden bleich und roth“. Wehe aber der Unvorsichtigen, die das „rothe Goldband“ aus seiner Hand nimmt und ihm ein Rendezvous am nächsten Sonntag vor der Kirche gibt, da kann's geschehen, daß:

„Der Nix nimmt die Jungfrau beim goldenen Gelock
Und bindet sie fest an den Sattelbock“.

um nach diesem brutalen Vorgang mit ihr in die grünen Wogen zu reiten. Bei ihr heißt's aber nicht poetisch achselzuckend: „und ward nicht mehr gesehen“; im Gegentheil erzählt das Lied, daß, als die Jungen, welche die Zeit wohl verschlafen haben, endlich aufwachten und:

„Sie suchten am Ufer die Jungfrau zart —
Ihr Leib entseetet gefunden ward.“

Ein heller Pfiff, ein Glockensignal reißt uns aus gräßlichen Träumen, „Næcken“ ladet uns höflich ein, mit ihm zu kommen, doch glücklicherweise nicht, indem er uns kurzweg am Haare faßt und an den Sattelbock bindet. Der moderne Nix hat Knigge's Umgang mit Menschen studirt, er erscheint nicht mehr als grämlicher Wicht und wüßt ich's nicht besser und trüg' er nicht seinen Namen in goldglänzenden weitleserlichen Buchstaben am Leibe, ich möchte ihn fast — für ein schmuckes Dampfboot halten, das eben erst die letzte Stufe der Niesentreppe herunterschwebte. Man kennt den schlaun Nix und seine Tücken! — Für diesmal aber wollen wir ihm trauen.

Das Volkslied.

Nach dem Ungarischen des weiland Georg Kissey.

Volkslied auf der Haide
Ist ein Vöglein slink,
Fliegt von Strauch zu Strauche,
Zwitschernd wie ein Fink.

Volkslied in den Dörfern
Ist ein Vöglein zahm;
Singt als Liebesbote
Heimlich wunderbar.

Leierkasten-Staarmanß
Ist es in der Stadt,
Der die eignen Lieder
Längst vergessen hat. —

Die Mode.



erade ein Modenbericht soll es sein; wollen Sie denn nicht lieber einen Sonnen- oder Untergang? So wahr und trotzdem ich keine Dichterin bin und seit den Schuljahren nie wieder in goldenen Sonnenpfeilen und silbernen Mondscheln gearbeitet habe, möchte ich Ihnen in diesen Sommertagen lieber alles Andere, als die Mode schildern.

Erstens, weil in solcher Ferienzeit mehr denn je Nichts und Alles Mode und

„Wie's Euch gefällt“ Motto ist — zweitens, weil in der freien herrlichen Gottesnatur auch die gerechte und vollkommene Welt-dame Stunden hat, in denen sie sich über die Mode erhaben fühlt, drittens —

Aber Sie wollen einen Modenbericht! Und wenn ich z. B. begänne: Noch kleiden sich die Wälder in graue Nebel, der Fluß schimmert gleich einem mattsilbernen Gürtel hindurch, um die Kluppen der Berge aber schwebt bereits ein rosafarbener zarter Flor — so wäre ich sofort erkannt. Wie sagt Heine's Schilder-maler, der große Lebung in rothen Löwen besaß und aber einen blauen Engel malen sollte? „Laßt mich lieber einen rothen Löwen malen, denn wenn ich auch einen blauen Engel male, es wird doch ein rother Löwe.“

Von Modesachen denn!
Wenn das Wetter es erlaubt, ist Weiß unsere Farbe. An heißen Tagen tragen wir Mull, Batist, Percal, Leinwand oder Piqué, an kühlen die weichen mattweißen Wollenstoffe: die Bigogne, Algérienne, den Himalayahstoff und dergl. — Außerordentlich beliebt ist das sogenannte russische Costüm; es ist von weißer Leinwand oder weißem Percal. Das Ueberkleid mit offenen weiten Ärmeln ist in der Taille nicht anschließend, sondern hat die Form einer losen Bluse, und ist mit einem Pleinmuster aus Nischen oder Ringen von rothem Garn verziert, welche entweder eingewebt oder gestickt sind. Einsatz und Spitze von Guipüre russe — eine weiße, mit rothem Garnfaden durchzogene Guipürespitze — dienen als Garnitur. Ein Gürtel von schwarzem oder rothem Leder mit Stahlschloß hält das Ueberkleid um die Taille zusammen.

Ebenso häufig — namentlich in Seebädern — sieht man das Matrosen-Costüm; es ist aus weißer oder ungebleichter Leinwand, mit großem Matelotragen und mit breiteren und schmaleren Streifen von dunkelblauer Leinwand oder blauem Percal garnirt. Das blusenförmige Ueberkleid mit blauen Leinwandknöpfen und mit einem Ledergürtel geschlossen.

Die weißen Mullkleider werden vielfach mit écaru-farbener Guipürespitze und gleichem Einsatz, und mit farbigem Moiree- oder schwarzem Sammetband garnirt. Eine neue, sehr zarte Garnitur für weiße Mullkleider bilden Streifen aus glattem weißem Malinestüll, welche den Volants oder Säumen des Unterkleides angelegt, dem Stoff des Ueberkleides aber der Länge nach eingestickt sind. Lebhafter wirken Tüllstreifen, welche mit weißem oder farbigem Garn oder mit feiner farbiger Wolle im Plattstich gestickt oder auch tambourirt sind. Costüme aus weißem Bigognestoff werden mit breiten, mit feiner brauner Wolle tambourirten Bordüren verziert, dazu Garnitur von gelblicher Guipürespitze.

Außer den weißen Stoffen sind die écaru-farbenen an der Tagesordnung, hauptsächlich der Batist Linon, sowohl einfarbig als brochirt, gestreift oder carrirt; ganz neu ist der Linon écaru mit weißen à jour-Streifen oder Carreaux, ebenso der écaru Guipürestoff, ganz à jour gewebt.

Junge Mädchen bevorzugen den Batist Linon, — weißer Grund mit schmalen farbigen Streifen; er wird größtentheils zum Ueberkleid verwendet, während man zum Unterkleide batiste unie in der Farbe der Streifen wählt, ersteres hat Blusenform und wird mit einem Ledergürtel geschlossen.

Das Ueberkleid in Blusenform ist überhaupt en vogue; es kleidet namentlich schlanke Figuren vortrefflich. Doch versteht es sich von selbst, daß nur die leichteren, schmiegsamen Stoffe, wie Gaze, Mull, Linon, Batist, Percal u. s. w. zu Ueberkleidern von solcher Form sich eignen, während die dichteren für die an-

schließenden Ueberkleider in der Form princesse oder „Watteau“ reservirt bleiben.

Mit der Blusenform des Ueberkleides sind auch die Leder-gürtel wieder in Aufnahme gekommen. Gürtel aus feinem russischem Leder in Schwarz, Grau, Braun u. s. w., entweder glatt oder mit oxydirtem Stahl verziert. Doch haben dieselben die beliebten Schärpenbänder keineswegs verdrängt. Letztere, mit oder ohne gleichfarbigem Seidengürtel, werden an der linken Seite und bei Schoßtaillen unterhalb des Schoßes befestigt.

Bezüglich der Ueberkleider eine Regel: Ein Ueberkleid aus Gaze Grenadine, aus Linon, Mull, Batist und dergl. trägt man entschieden nicht zu einem ganz wollenen Unterkleide. Die Gaze Grenadine, sowie jedes durchsichtige Gewebe aus Wolle oder Seide darf nur mit Taffet oder Seidenfoulard und dergl. zusammen-gestellt werden. Die durchsichtigen Baumwollstoffe aber, wie Mull, Batist, Linon und dergl., kann man zu Unterkleidern aus gleichen durchsichtigen oder aus ähnlichen dichteren Stoffen, wie Leinwand, Percal, Piqué u. s. w., oder auch zu schwarzem oder farbigem Taffet tragen. Zu einem dichten wollenen Unterkleide wählen wir das Ueberkleid stets von gleichartigem Gewebe, doch kann es, wenn das erstere ohne Dessin ist, gestreift, carrirt, brochirt oder — damascirt sein.

Damascirte Stoffe, das neueste Product der Mode-Industrie, stellt man vielfach mit gleichartigen glatten Stoffen zusammen, zum Beispiel Unterkleid aus glattem, Ueberkleid aus damascirtem Stoff, oder umgekehrt.

Daß neben den Ueberkleidern, bekanntlich Taille und Rock im Zusammenhange, auch die Tunika (oberer, gerasteter Rock) nebst Schoß- oder Schneppentaille nach wie vor getragen wird, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Herr Hoflieferant Müller (Berlin, hinter dem Gießhause 1) hat eine sehr glückliche Modification der Tunika eingeführt. Er läßt nämlich die Bahnen derselben an den Seiten unterbunden, die vorderen sowie die hinteren Bahnen aber werden einzeln an ein schmales Gurttband gefaßt. Man gewinnt hierdurch den Vortheil, daß man eine solche Tunika auf verschiedenen Unterkleidern möglichst verschieden arrangiren, auch einen oder den andern Theil derselben zurücklassen kann. Der vordere Theil ist meist im Zusammenhange mit langen, zugespitzten Echarpes hergerichtet, welche entweder an den Seiten frei herabhängen oder, falls man die hinteren Bahnen zurückläßt, hinten über dem Unterkleide in eine große Schleife geknüpft werden. Außerdem hat eine solche Tunika den Vorzug, daß man ihre einzelnen Theile bequem im Schrank oder Reisekoffer placiren kann, ohne daß sie zerdrückt werden.

Unsere Hüte verschwinden fast unter der Menge von Bändern, Blumen, Federn und Spizen, welche sie überdecken. Das Neueste ist denn auch ein Hut, welcher im wirklichen Sinne des Wortes kein Hut ist. Le capulet, so heißt er, besteht aus einem Diadem von Blumen und Blättern, aus einer langen farbigen Feder und weißer oder schwarzer Spitze; darüber ein großer Schleier von farbiger Gaze oder von Tüll mit zwei langen Enden, welche unter dem Kinn oder im Nacken geknüpft werden. Natürlich wird diese Extravaganz mit den Fäden des scheidenden Sommers verwehen, einstweilen aber findet sie vielen Weisfall.

Des scheidenden Sommers — Indem ich im lustigen Sommerhaufe schrieb, bewölkte sich der Himmel. Der Regen fällt zur Erde, und mein Blick auf den Dolman, dem denn auch mein letztes Wort gelten soll. Der Dolman nämlich, eine Copie der ungarischen Pularenjacke, ist ein sehr bequemer, warm haltender und eleganter Umhang von schwarzem, weißem oder rothem Wollenstoff, mit reicher Stickerei oder Verschmürung und mit Sammet- oder Federnbesatz.

Veronica von G.

Das alte Schloß.

Zu dem eigenen Bild von H. Brindmann.

Fern von dem geräuschvollen Treiben des Tages liegt ein liebliches Waldthal. Schöneformte Höhen bilden eine Kette um dasselbe, als wollten sie das smaragdne Kleinod schützen vor der Berührung mit der Welt draußen.

Dort in dem Wiesengrunde lehnt sich ein Dörfchen an den Wald, der Bach rauscht vorbei an blumengeschmückten Ufern und treibt weiterhin eine Mühle; er scheidet dann von seiner Heimath stillem Frieden und zieht in die weite, weite Welt.

In der Nähe des Dorfes steht das alte Herrenhaus, die Wasserburg genannt, ein massiver Bau mit kleinen Thürmen und Erkern. Breite Gräben umziehen das Gehöft, zu dem eine steinerne Brücke führt. Mächtige Eichen umkränzen das Haus; Jahrhunderte sind an ihren Wipfeln vorübergezogen, aber noch sind die meisten lebenskräftig, jeder Frühling schenkt ihnen neue Knospen, und der Sommer umkleidet sie mit prächtigem Laubgewinde.

Ernst und schön ist es hier zu jeder Tageszeit, doch wenn die Nacht milde niederfällt auf Höhen und Thal, des Mondes Silberglanz magisch das Haus beleuchtet und sich spiegelt im Wasser, so scheint es, als wollten die alten Mauern wundervolle Kunde geben von vergangener Zeit. Die stolzen Eichen, vom Mauthauch bewegt, flüstern dazu wie im Traume; manchmal schrillt die verrostete Wetterfahne, als wisse auch sie seltsame Geheimnisse auszuplaudern, — dann ist wieder feierliche Stille ringsum.

Wie anders war es sonst hier! Ein lebensfrohes Geschlecht hauste im Schlosse; Jagdhörner erschallen in den Wäldern; kühne Reiter verfolgten den Edelhirsch.

Des Hauses Söhne zogen hinaus zur Stunde der Gefahr in den Kampf für das Vaterland; den glücklich Heimkehrenden wurde frohes Willkommen bereitet; Gäste kamen von Nah und Fern, und es ertönte im Saale Musik zu Festgelage und Tanz.

Glück und Leid haben diese Wände eingeschlossen, bis der Letzte seines Stammes einsam hier verchied.

Nicht ohne Wehmuth sehen wir manches Denkmal früherer Zeit verschwinden, doch wer sich der Wohlthaten seiner Zeit erfreut, darf nicht klagen, daß sie Einzelnen nimmt, was ihnen lieb und theuer, um Millionen dafür zu segnen.

In der Zukunft Tagen kommt vielleicht ein Wanderer nach dem einst so abgeschlossenen Waldthale. Siehe, da brausen die Feuerrosse auf ehernen Bahnen dahin; wo einst in idyllischer Ruhe die Heerdeglocken klangen, erschallt jetzt des Weltmarktes laute Stimme!

Dem Bach entlang wandelt der Vorzeitkundige und sucht das Schloß des berühmten Geschlechts; aber sein Blick trifft nur neue Häuser, liebliche Gärten, blühende Felder. Das alte Schloß ist verschwunden, doch „neues Leben blüht aus den Ruinen!“



Nach seinem Gemälde auf Holz ges. von H. Brückmann.

Das Schloss am Weiher. Von

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknope.

Novelle von Louise Mühlbad.

(Fortsetzung.)

„Wie liebenswürdig, wie freundlich das ist, meine theure Solanges“, sagte Lady Timblestick. „Ich verspreche Ihnen, Sie sollen es nie bereuen, als meine Verwandte zu gelten, und allzeit eine zärtliche Mutter und Freundin an mir finden.“

„Ich nehme Ihre gültigen Versprechungen für meine liebe Solanges an“, sagte die Gräfin; „doch nun bitte ich Sie um Eins, meine liebe Lady Timblestick. Lassen Sie uns nun die geschäftlichen Sachen mit einander abmachen. Vielleicht bewilligen Sie mir hierzu auf einige Minuten eine Unterredung unter vier Augen? Mademoiselle Solanges erwartet uns unterdessen hier.“

„Ja, kommen Sie, meine liebe Gräfin, kommen Sie in mein Boudoir“, sagte Lady Timblestick eifrig. „Mademoiselle Solanges wird übrigens nicht allein bleiben; denn ich habe meinen Sohn benachrichtigen lassen; er wird Ihnen die Honneurs des Hauses machen. Kommen Sie, meine theure Gräfin.“

Sie nahm den Arm der alten Gräfin Dutang und begab sich mit ihr in das anstoßende, glänzend eingerichtete Boudoir. Während die beiden Damen dort ihre Konferenz hielten, war Solanges allein geblieben. Neben der Thüre ließ sie sich auf einen Sessel nieder und hing gesenkten Hauptes ihren eigenen, traurigen Gedanken nach.

Die Ereignisse waren so rasch über sie gekommen, Alles hatte sich so schnell entwickelt und gelöst, daß sie bis jetzt wie betäubt gewesen. Sie sagte sich, daß sie stark sein und gefaßt erscheinen müsse, bis zu jener glücklichen Stunde, wo sie am Abend allein sein und sich zurückziehen könne in ihr Gemach. „Dann ist es Zeit zu weinen“, sagte sie leise vor sich hin, sich selber damit tröstend, als eben die Thüre geöffnet wurde, und ein junger Mann eintrat.

Sie erhob sich und sah zu dem Eintretenden empor. Zu gleicher Zeit tönte ein Schrei von ihren Lippen und von denen des jungen Mannes.

„Sie hier bei uns? O mein Gott, welches Glück, welche unerwartete Freude!“ rief Arthus, indem er näher trat und in der ersten Aufregung des Gefühles ihre Hände ergriff und sie an seine Lippen preßte. Sie entzog sie ihm hastig.

„Ja, mein Herr“, sagte sie bebend vor innerer Aufregung mit purpurrothen Wangen, „ja, mein Herr, ich bin hier und ich frage Sie jetzt, wußten Sie, daß ich kommen würde?“

„Ich ahnte nicht einmal, daß meine Mutter das Glück habe, Sie zu kennen.“

„Ihre Mutter?“ fragte sie bebend, „Sie sind der Sohn von Lady Timblestick?“

Er nickte. „Ich bin der Sohn der Mistreß Timblestick.“

„Und Sie hätten nicht gewußt, daß ich komme?“

„Nein“, betheuerte er, „bei Allen, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, ich habe nicht geahnt, daß Sie die Gesellschafterin sind, welche meine Mutter erwartete und welche die Gräfin Dutang ihr versprochen. Ja, ich schwöre Ihnen auch, Mademoiselle, daß ich nicht gewagt haben würde, meiner Mutter einen solchen Vorschlag zu machen. Sagen Sie, Mademoiselle, Sie glauben mir doch? O gewähren Sie mir einen Blick und lesen Sie in meinen Mienen, daß ich die Wahrheit gesagt!“

„Wohl, mein Herr“, sagte sie mit einem hastigen, schüchternen Blick auf sein erregtes Antlitz, „wohl, ich glaube Ihnen; Der Zufall hat es so gefügt, daß ich in das Haus Ihrer Mutter gekommen!“

„Nein, nicht der Zufall!“ rief er tief bewegt, „Gott hat es so gefügt! Gott will nicht, daß ich unglücklich sein soll, Gott will mich selig machen, indem er mich in Ihre Nähe bringt!“

„Still, kein Wort mehr!“ sagte Solanges stolz; „ich bin hierhergekommen, möge es nun Gott oder der Zufall so gefügt haben. Sie wußten nicht, daß ich komme; und ich, mein Herr, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht ahnte, wen ich hier treffen würde.“

„Ich weiß das wohl!“ rief er schmerzlich. „Hätten Sie es geahnt, so würden Mademoiselle de St. Pierre nicht gekommen sein? Denn Sie zürnen mir, weil ich das unglückselige Glück gehabt, einige von Ihren Kunstwerken mir zu erwerben. Sie machen mir aus meinem Glück ein Verbrechen. Sie verachten mich!“

„Nein, mein Herr, wie sollte ich das!“ sagte sie; „doch Sie begreifen, daß auch von keinem andern Gefühle die Rede sein kann von dem Momente an, da ich an der Seite Ihrer Mutter eine Stellung angenommen habe. Jedes Wort, das aus den Grenzen gleichgültiger Höflichkeit heraustritt, würde für mich eine Beleidigung, und Ihrer Frau Mutter gegenüber eine Anklage sein. Wir werden uns nur als fremde und gleichgültige Personen gegenüberstehen. Wollen Sie mir dies versprechen?“

„Wohl, Mademoiselle!“ sagte er seufzend. „Wenn ich nur um diesen Preis das Glück haben darf, Sie täglich sehen, täglich wenigstens einige gleichgültige Worte mit Ihnen sprechen zu dürfen, wohl, so nehme ich die Bedingung an, wie schwer sie auch meinem Herzen wird! Doch ich kann Ihnen nicht geloben, daß die Worte, die meine Lippen verschweigen, auch nicht aus meinen Augen zu Ihnen sprechen werden, denn Tag und Nacht können sie in meinem Herzen; ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben. O zürnen Sie mir nicht, es ist das letzte Mal, daß meine Lippen also sprachen! Und nun Mademoiselle Solanges,“ fuhr er fort, indem er sich tief vor ihr verneigte, „nun Mademoiselle Solanges, heiße ich Sie mit Ehrfurcht willkommen im Hause meiner Mutter.“

Die Thür, die zum Boudoir führte, öffnete sich eben, und die beiden alten Damen traten ein.

„Nun, meine liebe Solanges“, sagte die Gräfin Dutang, „wir sind über Alles einig geworden und Alles ist so arrangirt, wie Sie es wünschen.“

„Und da ist mein Sohn“, rief Lady Timblestick, „mein Sohn, der glücklich sein wird, der Gräfin die Hand zu küssen und ihr zu danken für die Freude, welche sie seiner Mutter bereitet hat!“

XII.

Lady Editha war allein in ihrem Gemach. Sie hatte eben ihre Toilette beendet. Die Kammerjose hatte mit einem zierlichen Knix ihrer Lady das Zeichen gegeben, daß das große Werk vollendet sei, und sich dann geräuschlos zurückgezogen.

Lady Editha betrachtete sich im Spiegel lange und aufmerksam, dann nickte sie sich selber zu, nicht lächelnd wie Jemand, der einen Freund begrüßt, sondern ernst, fast verächtlich.

„Es ist Zeit“, sagte sie, „die höchste Zeit.“

Sie sah, was die Schaar ihrer Anbeter nicht zu ahnen schien, sie sah, daß bald ein Tag kommen könnte, wo diese Anbeter hinter ihrem Rücken mit einem Achselzucken sie als eine Beauté passée bezeichnen würden. Sie sah, wie die Reiter im Hyde-Park, wenn sie mit ihrem Vater daher geritten kam, sich von ihr abwendeten, um schönere Reiterinnen zu begrüßen. Sie sah, wie ihre Voge im Kings Theatre, wo jetzt die Cavaliere in den Zwischenakten sich drängten, leer war. Und sie sah, wie das hochläufige Gespenst der Armut mehr und mehr sich ihr näherte, und wie sie zuletzt arm und elend und einsam und verlassen in einer Dachstube starb.

Sie sah das Alles, wie sie vor dem Spiegel stand und ihr eigenes Bild betrachtete. Sie schaute sich selbst mit einem grausam prüfenden Blicke an und ein spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Ich würde Dich nicht kaufen, Lady Editha“, sagte sie. „Es ist schade um Dich, Lady Editha“, fuhr sie mit einem verächtlichen Achselzucken fort. „Wirklich schade um Dich. Es hätte etwas Gutes, Schönes und Tüchtiges aus Dir werden können, wenn das Schicksal es anders gewollt hätte. Ja, Du kannst Dich beim Schicksal beklagen, denn es ist doch nicht Deine Schuld, daß Du die Tochter eines heruntergekommenen Lords warst, der sich vom Spiel ernährte, nachdem seine Gläubiger ihm Nichts mehr borgen wollten. Es ist doch nicht Deine Schuld, daß man Dich von früh auf zu einer Kokette erzog. Es ist doch nicht Deine Schuld“, fuhr sie mit weicher Stimme fort, „daß Du von Deiner Jugend an allein standest, an der Seite eines Vaters, den Du verachten mußtest; allein, nicht behütet von den Augen einer zärtlichen Mutter. Zwar lebst Du im Ueberfluß und Glanz, und eine Schaar stolzer Cavaliere und schöner Offiziere folgte jedem Deiner Schritte. Und doch dieser glänzende Schein —“ Sie schauderte in sich zusammen, als erschraute sie vor ihren eigenen Erinnerungen.

„Nein, ich würde Dich nicht kaufen“, rief sie dann laut und verabschiedete mit einer verächtlichen Handbewegung ihr Spiegelbild. Langsam, hoch aufgerichtet, schritt sie in dem weiten Gemach auf und ab, das dunkelbraune Reitkleid schleppte lang hinter ihr her und rollte, wenn sie sich umwandte, sich um ihre Füße wie eine dunkle Schlinge, und ihr Gesicht schaute so mondcheinbleich zwischen der schwarzen mächtigen Umrahmung des dunklen Schleiens hervor. Sie hatte den Gedanken, die Erinnerungen von sich abzuwehren wollen, und sie schlichen doch hinter ihr her und tönten doch vor ihren Ohren mit ihren grausamen Zuflüsterungen und erzählten ihr doch wider ihren Willen von den Tagen, die gewesen. Von jenem Tage, da sie ihre von Juwelen blühende kleine Hand in die Hand des jungen Lord Hastings legte und sich ihm angelobte vor Gottes Altar zu seinem treuen Weibe. Er glaubte an sie und liebte sie, und ihr eigenes Herz war gerührt von solchem Glauben und solcher Liebe. Vor dem Altar stehend, schwur sie bei sich selber, daß sie von nun an nicht mehr das verächtliche Werkzeug in den Händen ihres Vaters, nicht mehr die Verführerin der reichen Gentry sein wolle, schwur sich selber, daß sie dem jungen Lord, der ihr den höchsten Beweis seiner Liebe gab, eine treue Gattin sein wolle.

Sie würde ihren Schwur auch vielleicht gehalten haben, wenn das Schicksal es gewollt hätte, wenn Lord Hastings nicht zum Unglück die Leidenschaft ihres Vaters geheilt hätte, wenn er nicht auch ein Spieler gewesen wäre, der Alles, außer seiner Liebe zu Editha, auf die Karte am grünen Tisch setzte und Alles verlor. Zuletzt auch seine Liebe und sein Vertrauen zu seinem Weibe.

Sie sah sich wieder im Kreise der Cavaliere, der Spielfreunde ihres Vaters, begann wieder ihr altes Werk und ihre alten Künste. Und Einer, der von ihr verführt, sein Geld verloren hatte an dem Spielisch ihres Vaters, mahnte im Horn ihren Gatten, den Lord Hastings, an ihr verächtliches Gebahren. Der Lord nahm den Handschuh auf und schlug sich für die Ehre seiner immer noch geliebten Editha und — fiel.

„Fort von hier, ihr bösen Gedanken“, rief Editha plötzlich mit lauter und banger Stimme. „Ich will diese Augen nicht mehr sehen, die im Sterben mit einem vorwurfsvollen Blick mich anschauten. Ich will die Worte nicht mehr hören, die seine zitternden Lippen murmelten. Fort von hier, ihr Erinnerungen! Es war ja nicht meine Schuld, daß ich werden mußte, was ich geworden bin. O, mein Gott, ich wollte ja so gern zurück. Ich will so gern zurück. Gib mir dazu Deine Hand! Hilf mir doch, daß ich wieder gut werde und mich rette in lichtere Sphären. Du zeigst mir ja den Weg, mein Gott, gib mir auch die Kraft, daß ich ihn gehen kann. Die Liebe ist es, mein Gott, welche dieses Wunder bewirkte. Laß nun auch die Liebe mich weiter führen auf diesen mir bisher unbekanntem Pfaden, auf den Pfaden der Tugend, mein Gott.“

Sie war auf ihre Knie gesunken, und die Thränen stürzten aus ihren Augen über ihre bleichen Wangen nieder, während sie die Hände empor rang zu Gott.

Dann sank sie tiefer in sich zusammen und lauschte auf die holden Stimmen, welche jetzt in ihrem Herzen flüsterten. Stimmen der Hoffnung, der Liebe, der glänzenden Aussichten für die Zukunft waren es. Und Lady Editha horchte auf sie mit andächtigem, zitterndem Herzen.

Sie wiederholte sich im Geiste jedes Wort, was gestern in der Soirée bei seiner Mutter Sir Arthus zu ihr gesprochen. Ja, jedes war für sie voll zarter Theilnahme, voll inniger Verehrung gewesen. Wieder wie damals in dem Myrthen-Bosquet in ihrem Boudoir hatte er ihr gesagt, daß er zu ihr allein Vertrauen habe, daß von ihr das Glück seines ganzen Lebens abhängt.

Was konnte er anders damit meinen, als daß er sie liebe, daß er sie um ihre Hand bitten wolle? Sie haben Einfluß auf meine Mutter, Sie allein, hatte er ihr gesagt. Und wenn Sie mir beistehen und mich unterstützen, werde ich das schönste und herrlichste Glück erlangen. Wollen Sie es?

Sie hatte bebend und mit niedergeschlagenen Augen ihm geantwortet, daß sie es wollte, und gerade in dem Moment war Sir John Hood zu ihr herantreten und hatte sie mit jenem boshaft lauernden Blick betrachtet, den er immer hatte, wenn er sie mit Sir Arthus fand, und seine Stimme war fast gebieterisch gewesen, als er sie aufforderte, morgen mit ihm einen Ritt im Hyde-Park zu machen.

Er habe eben Alles mit ihrem Vater und den anderen Cavaliere verabredet, und er werde ihr morgen den Rapfen senden, den er gestern geritten und den sie so schön gefunden. Er werde ihr denselben zum Geschenk machen. Er hatte nicht einmal gefragt, ob sie das Geschenk annehmen wolle, sondern ihr nur angefündigt, daß er es ihr geben werde. Und Sir Arthus hatte sie erstaunt und fragend angesehen. Sie hatte aber nicht den Muth gehabt, das Geschenk abzulehnen, hatte nicht den Muth gehabt, Sir John Hood zu beleidigen, denn sie fürchtete ihn.

Sie hatte sein Geschenk angenommen, sie hatte ihm auch versprochen, nach dem Ritt im Hyde-Park mit ihm und ihrem Vater nach seiner Wohnung zu kommen, um dort ein Dejeuner einzunehmen, und die seltenen Dinge und Kostbarkeiten, die er aus Indien mitgebracht, sich anzuschauen.

Sie dachte an das Alles und mit ihrer lebhaften Phantasie schaute sie zurück in die glänzenden Säle der Lady Timblestick, sah sich in denselben auf- und niederwandeln mit Sir John Hood an ihrer Seite, und sah dort drüben in der Fenster niche Sir Arthus stehen. Und auf einmal hebe sie zusammen und ein Schrei tönte von ihren Lippen, denn sie erinnerte sich jetzt, daß Sir Arthus dort nicht allein gestanden. Sie sah dort ein junges, schönes Mädchen, welche vor ihm schon zwischen den Fenstervorhängen gestanden: die schöne Mademoiselle Solanges de St. Pierre.

Und wie ein Blitz zuckte es jetzt durch ihre Seele, und es war, als ob ein Scheiter plötzlich vor ihr niedersank und ihr ein ganz neues, nie geahntes Bild zeigte.

Sie sah Mademoiselle Solanges de St. Pierre und ihr gegenüber Sir Arthus. Und sie sah, wie er jene anschaute mit einem langen, innigen Blick.

Es ging plötzlich wie eine wunderbare Erkenntniß in ihr auf und sie faltete ihre Hände in einander und hob sie drohend und zürnend empor.

„Mein Gott, mein Gott, wenn das wahr wäre! Wenn ich getäuscht würde? Nein, nein, das ist nicht möglich“, sagte sie dann laut zu sich selber. „Fort, fort von hier, ihr bösen Gedanken“, rief sie stürmisch. „Ich will euch nicht hören, ich will saunt sein und gut, und will glauben an das Glück.“

Und sanft war ihr Angesicht, als sie Sir John Hood begrüßte, der mit ihrem Vater kam, sie abzuholen. Kein Zug ihres Angesichts verrieth die Stürme, welche eben ihr Inneres durchtobten. Ruhig und undurchdringlich wie immer war ihr stolzes, bleiches Angesicht.

Auf dem Rapfen, der prächtig aufgezäumt ihr vorgeführt wurde, ritt sie mit Sir Hood und ihrem Vater nach Hyde-Park. Noch ward das Bild, welches sie vorher im Spiegel ersah, nicht zur Wahrheit. Noch war sie die Herrscherin im Reich der Mode!

Sir John Hood blieb immer an ihrer Seite und duldete es nicht, daß Sir Arthus, der auch sich der Cavalcade angeschlossen, ihr nahe komme. Es schien eine Verabredung zwischen ihm und ihrem Vater, gerade Sir Arthus immer fern zu halten von der schönen Reiterin. Und er hatte es wohl selbst empfunden, denn er war lange schon, bevor sie Hyde-Park verließ, aus ihrem Gefolge verschwunden.

Dann war sie am Eingang des Hyde-Park von dem Rapfen niedergestiegen, um in dem Paeton, der dorten ihrer harnte und der auch ein Geschenk von Sir John Hood war, nach seiner Wohnung zu fahren. Sir John Hood und ihr Vater ritten zu beiden Seiten des Wagens, und vor ihnen her jagte ein Piqueur, und zwei andere Lakaien zu Pferde folgten dem Wagen.

Die Leute auf den Gassen blieben stehen und betrachteten den vorüberbrausenden Zug, und mancher schmeichelhafte Zuruf ward ihr aus der Menge, als sie durch die belebten Straßen dahin fuhr.

Sir John Hood reichte ihr die Hand, um aus dem Wagen zu steigen, und führte sie an seinem Arm in das kleine elegante Haus ein, das er sich für die Zeit seines Aufenthalts in London gemiethet hatte.

Alles, was die reiche Phantasie der Funder geschaffen und gedacht, war in dessen prachtvoll ausgestatteten Gemächern vertreten. Da waren die wunderbaren golddurchwirkten Gewebe, da waren die reich geschmückten Meubel aus Ebenholz und Elfenbein, die feinen aus Metallen und Steinen zusammengesetzten Mosaiken auf zierlichen Kästchen und seltsam veränderten Schränken. Da waren die goldenen Götterbilder mit den funkelnden Augen und den drohenden Mienen. Da waren die glitzernden Schlangen, die in einem kleinen Marmorbasin sich ringelten und denen Sir John Hood die Giftzähne hatte ausbrechen lassen, um sie als Zierrath in seinem Salon haben zu können. Da hingen in einem der Gemächer an seidenen Schnüren die Hängematten mit den golddurchwirkten dufenden Kissen hernieder, und aus prächtigen Schalen schwebten kleine Wölfschen mit seltenen indischen Räucheressenzen empor und füllten mit narkotischem Duft die Räume.

Lord Pembroke bewunderte Alles und freute sich all dieser Herrlichkeiten, und Sir John Hood war ein sehr großmüthiger und freigebiger Herr, denn was Lord Pembroke am meisten bewunderte, das erklärte er sofort für das Eigenthum seines verehrten, theuren Gastes und sagte ihm, er werde bei seiner Heimkehr in seiner Wohnung das finden, was ihm so wohl gefalle.

Lord Pembroke nahm es lächelnd an und es hinderte ihn nicht, immer aufs neue zu bewundern und neue Geschenke anzunehmen.

„Und Sie, Lady Editha“, sagte Sir John Hood endlich, da sie immer noch schweigend und ernst an seiner Seite ging. „Sie sagen nicht ein einziges Wort, Sie finden alle diese Dinge, um welche ein König mich beneiden könnte, gar nicht schön, nicht begehrenswerth?“

„Ich finde sie schön, doch nicht begehrenswerth“, sagte sie ruhig. „Wo jede Anerkennung aussieht wie eine Bettelei, da muß meine Lippe schweigen.“

„Doch Sie würden mich zum glücklichsten Menschen machen, wenn Sie irgend Etwas von mir annähmen, wenn Ihnen irgend Etwas hier so wohl gefallen könnte, daß Sie es Ihres Besitzes werth hielten“, sagte Sir John Hood, während Lord Pembroke ein wenig empfindlich über die Worte seiner Tochter sich von ihnen abgewandt hatte.

Sie antwortete nur mit einem Achselzucken und schritt weiter.

„Jetzt“, sagte Sir John Hood, indem er die schweren Portieren aus indischem Goldstoff zurückschlug, „jetzt kommen wir in mein Allerheiligstes, und da hoffe ich, wird es doch noch Etwas geben, was Lady Editha's Herz erfreuen und ihre Bewunderung erregen kann, denn das Beste und Schönste habe ich mir bis zuletzt aufgehoben und hier in diesem Zimmer finden sich meine Juwelen, meine Schmuckstücken und das Kostbarste von allen Juwelen, eine Sammlung seltener Gifte.“

XIII.

Sir John Hood hatte Recht gehabt, hier in diesem Zimmer, vor den Sammlungen von Brillanten und Edelsteinen mußte die stolze Gleichgültigkeit der Lady Editha dem lebhaften Interesse weichen, welches die Beschauung so seltener Schätze in ihr erregte.

Sir John Hood war lange genug in Indien gewesen; er

war ein zu genauer Kenner von Juwelen und ein zu reicher Mann, um nicht die schönsten und kostbarsten Edelsteine in seinen Besitz gebracht zu haben. Außerdem ging eine dunkle Sage, daß er nicht alle gekauft habe, sondern daß er viele von denselben einem indischen Prinzen verdanke, dem die unerfättliche Großmuth Oß-Englands die Last, sein kleines Land selbst zu regieren, abgenommen, und ihn dafür zum Pensionär Englands gemacht hatte.

Sir John Hood war der Verwalter seines Vermögens geworden und hatte davon viel Arbeit, aber auch viel Lohn gehabt; denn Prinz Rani-o-leer war einer der reichsten Nabobs von Indien und das großmüthige England konnte ihn während seines Lebens nicht seiner Schätze und seiner reichen Sammlung berauben wollen, sondern es befiel nur sich vor, nach dem Tode des kinderlosen Fürsten die Erbschaft anzutreten.

Sir John Hood mußte das Vermögen des Prinzen verwalten und war bald sein vertrautester Freund und Diener geworden, die verschwenderische Liebe des Prinzen hatte ihn mit Geschenken und Schätzen überschüttet und viele von den kostbarsten Brillanten, die sich jetzt in dem Besitze Sir John Hood's befinden, waren früher das Eigenthum des Prinzen Rani-o-leer gewesen.

Dann, eines Tages war der Prinz plötzlich gestorben, ohne daß die Aerzte eine besondere Veranlassung des Todes oder die Krankheit angeben konnten, von welcher er so unerwartet war dahingerafft worden. Das großmüthige England hatte nun die Erbschaft des von ihm so großmüthig pensionirten indischen Prinzen angetreten und mit einiger Ueberraschung hatte man die Entdeckung gemacht, daß die Erbschaft gar nicht so groß sei, wie man gehofft.

Von den reichen Schätzen und Brillanten und seltenen Juwelen, welche der Sage nach Prinz Rani-o-leer in einem Gürtel von Menschenhaut um seinen Leib getragen, war nicht eine Spur zu entdecken. Man suchte und forschte überall, man zerstückte die kostbaren Möbel, um die geheimen Läden zu entdecken, in denen er sie vielleicht aus Rache gegen England verborgen hatte. Nichts war zu finden. Man ging weiter und verdächtigte Sir John Hood und klagte ihn an, diese seltenen wunderbaren Edelsteine, welche schon, wenn die Indier davon erzählten, ihr Entzücken erregten und ihre Augen funkeln machten, entwendet zu haben. Man beobachtete und bewachte ihn, man untersuchte endlich seine eigene Wohnung; man fand bei ihm viele Schätze, viele Brillanten und kostbare Goldgeräthe; aber jene seltenen, kostbaren Juwelen, von denen sogar Abbildung und Schilderung existirten, wurden nicht gefunden. Indes klagte der Gouverneur von Indien Sir John Hood bei dem hohen Gerichtshofe in England an, daß der Verwalter des gestorbenen Prinzen Rani-o-leer sich viele seiner Schätze angeeignet habe, ja er ging weiter und beschuldigte Sir John Hood, an dem unerwarteten, schnellen Tode des Prinzen Schuld zu tragen.

Es war gerade um die Zeit, als Lord Pembroke mit seiner Tochter, der jungen Wittve Lord Hastings von Indien aufbrach, um zu versuchen, seine zerütteten Vermögensverhältnisse in England wieder aufzurichten. Sir John Hood, der langjährige Freund des alten Lords, der glühende Anbeter der jungen Lady, begleitete sie nach England und bevor noch die Klage gegen ihn eingeleitet worden, und bevor er noch zur Verantwortung gerufen, war Sir John Hood in London und trug selber auf eine strenge Untersuchung an.

Das mochte Vielen der Beweis seiner Unschuld sein, und vielen Andern mochten die reichen Geschenke, welche er austheilte, wo es nöthig und nützlich war, ein anderer Beweis seiner Unschuld sein.

Der erste und berühmteste Advocat Englands verteidigte ihn und mit schlagender Beredsamkeit wies er nach, daß Sir John Hood nur das Opfer böshafter Verleumdung und neidischer Feinde sei. Alle die Kostbarkeiten, welche sich in seinem Besitze befanden, hatte der indische Prinz seinem Freunde geschenkt und jedesmal hatte Sir John Hood die Vorsicht gebraucht, sich das Geschenk durch ein schriftliches Document, das mit der eigenhändigen Unterschrift des Prinzen versehen war, bestätigen zu lassen. Dann wußte die Beredsamkeit des Advocaten die Richter zu überzeugen, daß jene Sage von dem Gürtel aus Menschenhaut, den der Prinz um den Leib getragen und der mit Brillanten gefüllt gewesen, eben nur ein lächerliches Märchen sei. Niemand hatte je den Gürtel gesehen. Niemand davon erzählt, außer einem alten Diener des Prinzen, der indes seitdem schon gestorben war, und was endlich die Verdächtigung betraf, daß Sir John Hood seinen theuren Gebieter, seinen freigebigen Herrn und Freund sollte ermordet haben, so war das ein Märchen, welches selbst die Kinder nicht glauben könnten. Wie würde Sir John Hood den freigebigsten Herrn, der täglich bereit war, ihm neue Schätze zu gewähren, und der sicher, wenn er noch länger gelebt, Sir John Hood all sein Eigenthum vermacht hätte, wie würde er den wohl getödtet haben?

(Fortsetzung folgt.)

Bei Mutter Simon.

Von Ludovica Hefekiel.

Eine Stunde von Dresden, der alten Rococo-Stadt, liegt hart an der Elbe, das Dorf Loschwitz. Anmuthige Willen, von hohen Baumkronen überragt, schmücke Gärten, zahlreiche Spaziergänger beweisen, daß der Reiz des malerisch gelegenen Ortes kein ungekannter ist; der Weg führt uns an den Häusern vorbei bergauf, zu dem Weinberghäuschen, das einst dem Vater Theodor Körner's gehörte, und in dem Schiller seinen Don Carlos schrieb. Dem schlichten Häuschen gegenüber blickt das bleiche Dichtergesicht aus Grün und Blumen in den engen Raum, den der Genius in ihm oft zu einer Welt umwandelte, über den hinaus die Flügel der Göttin Poesie ihn in ein sorgensreiches Land trugen. Vielleicht ist's bezeichnend, daß die Poesie uns den Weg zu Mutter Simon weist. — Endlich stehen wir vor einer kleinen Pforte und schreiten an einer doppelten Reihe schöner Lebensbäume vorbei in den blühenden, duftenden Garten. Es fehlt Nichts darin von alledem, was man sich unwillkürlich mit dem Wort Garten verbunden denkt; da sind sonnige Wege, an denen Sommerblumen blühen, da sind schattige Plätzchen unter alten Bäumen; hier wachsen üppige Gemüse, dort in dem kleinen Gewächshause leuchten brennende Camellien neben dem Schwan des Pflanzenreichs, der einsamen weißen Valla; Rasenplätze wechseln mit Blumenbeeten, von der kleinen Anhöhe droben schaut man über den Elbstrom hinweg in eine weite lachende Landschaft, von der sich die Thürme Dresdens malerisch abheben. Stimmen im Garten!

Unter den blühenden Bäumen ruht behaglich im Lehnstuhl ein bleicher junger Offizier; sein Achselstück trägt die Nummer 104, eines sächsischen Regiments, er sucht Ruhe und Genesung in der treuen Pflege der Mutter Simon, die er auf dem Kriegsschauplatz schon kennen gelernt. Sein Bursche steht neben ihm, natürlich, denn was wäre der Lieutenant ohne Bursche; er legt seinem Herrn die Decke sorglicher, schiebt den Stuhl mehr in den Schatten und tritt respectvoll erst zurück, als der Arzt herantritt, nicht in amtlicher Würde, sondern mehr um dem Kranken Gesellschaft zu leisten. Sie sprechen von Frankreich, denn auch der Arzt war „draußen“ und hat neben dem eisernen Kreuz die franke Lunge mitgebracht, die sich in Loschwitz wieder stärken soll. Als Arzt und Kranker zugleich ist er eingezogen, aber schon merkt man ihm den letzteren kaum noch an. Nicht weit von den beiden leise plaudernden Herren sitzt in einer dämmerigen Lindenlaube ein preußischer Freiwilliger, mit dem Gardeliege am Krage, die Krücken liegen neben ihm, das zerstoßene Bein hat er bequem ausgestreckt, er liest den Brief eines alten Lazareth-Kameraden aus Bonn am grünen Rhein, und es müssen nicht allzu ernsthafte Sachen in dem Briefe stehen, denn ein helles Lachen unterbricht zuweilen die Lectüre.

Aus dem Garten geht's in den Hof und damit in die eigentliche Heilstätte selbst; das erste Haus enthält den Salon, aus dem eine Thür in den Garten führt, und in dem sich die Reconvallescenten zu heiterer Unterhaltung versammeln; der prächtige Flügel und das Harmonium deuten an, daß auch die Kunst hier eine Stätte gefunden und die unvermeidliche Gesellschafterin unserer Tage, die Zeitung, fehlt ebenfalls nicht. Auf der anderen Seite befindet sich das Speisezimmer mit seiner langen, sauberen Tafel, die keinen Luxus sieht, der den verwöhnten Gourmand locken könnte, wohl aber stärkende, kräftige Kost, wie sie der Reconvallescent bedarf, und selten wird ihr der frische Blumenstrauch fehlen, den der Gärtner — er stand im großen Kriege bei den schwarzen Husaren mit dem Todtenkopf am Kopsack — eigenhändig windet, denn ein Fremder, und gehörte er auch zum Hause, darf sich an seinen geliebten Böglingen nicht vergreifen, sonst verwandelt sich der friedliche Gärtnermann in den kampfeslustigen Reiter. Sonst enthält dieses Haus noch die Küche und die Privat-Wohnung der Mutter Simon. In dem dicht daneben befindlichen Gebäude endlich liegen die Zimmer der Kranken, da wird eben Einer herausgehoben, der, lahm und siech, doch auch wieder einmal ein Stückchen Baumbilche sehen möchte, der Wärter wird mit dem Wagen nicht fertig, da springt ein schlanker Offizier dazwischen, der Kranke dient dem Kranken, Rang und Stand sind vergessen, ein ernstes Frauen-Angezicht schaut bewegt auf die kleine Scene. Mutter Simon sieht, daß ihr Beispiel Nachahmung findet, in ihrem dunklen Kleide wandert sie, oft von körperlichen Schmerzen bis zur völligen Ermattung gepeinigt, rastlos hin und her; jetzt ruft sie einem Kranken ein freundliches Wort zu, nun inspicirt sie säumige Arbeiter und spornet sie zur Thätigkeit an, dann empfängt sie in ruhig-höflicher Weise, als stände sie auf dem Parquet, eine vornehme Gönnerin ihrer Anstalt; immer für Andere sorgend, immer an Andere denkend. Etwa zwölf Kranke birgt das Haus; sauber und freundlich sind die Zimmer, nirgend Luxus; der ist, wie schon oben angedeutet, principiell ausgeschlossen, auf der Treppe begegnet uns eine der Albertinerinnen, denen unter Beistand eines Krankenwärters die Pflege anvertraut ist; sie sieht so frisch und fröhlich drein und doch auch wieder so ernst in ihrem grauen Kleide und dem fleidsamen weißen Häubchen — einer Tracht, die gleich fern vom Ordenskleid wie vom Costüme oder der Mode ist — daß man sie den Gegnern der freiwilligen Krankenpflege als lebendige Demonstration vor Augen stellen möchte. Ihr sehr niedlich eingerichtetes Stübchen haben die Albertinerinnen in einem kleinen Hause, dem zuerst erwähnten gegenüber, in dem auch noch einige Kranke untergebracht sind. Der Andrang ist ja so groß, und Mutter Simon's Herz blutet, wenn sie die wunden Krieger zurückweisen muß. Daß auch die Thierwelt auf dem reizend gelegenen Grundstück, an das sich unmittelbar ein hübscher, dazu gehöriger Park anschließt, in dem die Reconvallescenten ihre Spaziergänge zu machen lieben, vertreten ist, versteht sich von selbst; Hühner und Tauben laufen und flattern herum, zwei prächtige Kühe stehen im Stall, ein paar Schweine werden aufgefüttert, und im Pferdestall untersucht die braune Piese ganz genau, ob der Besucher ihr auch ein Stück Zucker mitbringt, andernfalls wendet sie verächtlich ihr Haupt ab und dem Kutscher zu, der schon in Frankreich Frau Simon fuhr und Alles im Stich ließ, als sie ihn in ihren Dienst rief.

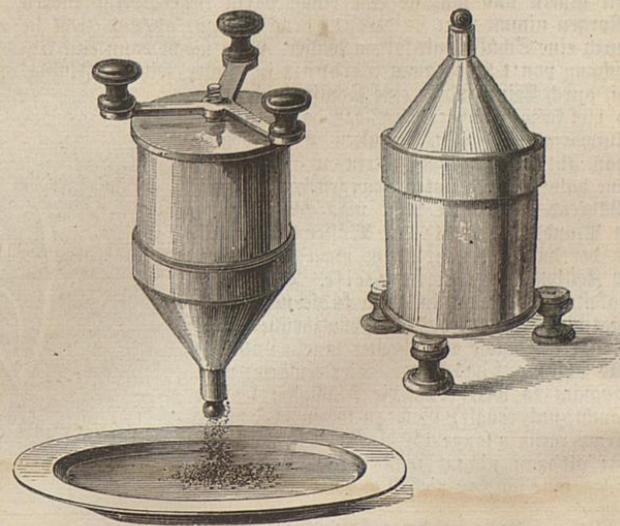
Und wie ist das Alles so geworden, wie ist es entstanden? Es sind erst wenige Monate verflossen, seit Frau Simon ihren Aufruf an die deutsche Frauenwelt erließ. Er fand Anklang, viele Herzen wurden weit, aber das hätte nicht hingereicht, um die Anstalt in solcher Schnelligkeit der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Aus den in Deutschland veranstalteten Sammlungen hat Frau Simon bis jetzt etwa 10,000 Thaler zur Ausführung ihres Unternehmens erhalten, die natürlich bei weitem nicht ausreichend sind; um bald einen Anfang machen zu können, gab sie einfach all das Ihre hin und begann muthig unter unzähligen Hindernissen ihr Werk. Aber es ist auch erst im Beginn begriffen, darum verschmähte sie jede prunkvolle Eröffnungsfeier, sondern ließ nur in früher Morgenstunde in Gegenwart der Böhre von Loschwitz ihre Heilstätte durch den Geistlichen einweihen. Freilich waren zahlreiche Freunde zu diesem Tage herausgekommen, die es drängte, der hochverehrten Frau ihre Glückwünsche darzubringen, das Ganze behielt aber doch den ersten schlichten Charakter, der einer Anstalt geziemt, die lediglich Humanitätswegen gewidmet ist. Mutter Simon darf aber bei diesem Anfang nicht stehen bleiben — und will es auch nicht; die vorhandenen Baulichkeiten reichen nicht aus, und der Leidenden sind Viele; soll sie im Herbst mit dem Neubau beginnen können, so bedarf sie noch vieler Hilfe. Ich bin gewiß, sie wird sie finden, will sie doch ihr Unternehmen als einen lebendigen Beweis dafür hinstellen, daß auch deutsche Frauen auf dem Gebiet der Humanität Lebensfähiges zu schaffen vermögen, und man nicht nöthig hat, ihnen fort und fort das Ausland als Muster aufzustellen. Uebrigens liegt es nicht in Mutter Simon's Plan, ihre Anstalt nur als ein Krankenhaus hinzustellen, im Gegentheil, sie soll den ihr anvertrauten Kranken das Familienleben ersetzen, und wer Loschwitz besucht, wird sich freuen an dem friedlichen, freundlichen Eindruck, den die Heilstätte macht. Nicht nur Schmerzensstöne berühren das Ohr, auch frisches fröhliches Lachen tönt dem Besucher entgegen, die Kranken erzählen sich wohl lustige Kriegsabenteuer; dazwischen wandelt, von der Albertinerin sorglich geführt, ein blinder Militärarzt, dem auch das Gehör fast gänzlich fehlt, durch die Wege und erfreut sich an der milden Luft, die ihn umweht, oder er ruht unter dem Fliederbaume und entlockt seiner

Harmonica wehmüthige Melodien, die er selbst kaum noch hört; es findet sich auch immer Jemand, der ihm die Tagesneuigkeiten mittheilt, es soll ja eben Einer dem Andern dienen. Einmal saßen die Pflegekinder sämmtlich im Salon und sangen miteinander allerlei heitere und ernste Weisen, der arme Doctor war auch dabei und suchte von den Klängen soviel wie möglich zu erhaschen. Das unvermeidliche: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ war vorbei, nun kam „Die Wacht am Rhein“, das Sturmlied des letzten Krieges, und sie erhoben, von tausend Erinnerungen ergriffen, mächtiger die Stimmen, aus des blinden Doctors Kluge aber vollte eine Thräne über die bleiche Wange, und leise sagte er: „Ich danke Ihnen, ich höre sie zum ersten Mal.“ Tiefes Schweigen herrschte im Saal, und der Hauptmann — der erste und älteste Pflegehohn der Pflegemutter so vieler braven Krieger — blies eine noch stärkere Rauchwolke aus seinem Meerchaumkopf wie gewöhnlich — wie Viele haben „die Wacht am Rhein“ geubelt, wie Viele haben unter ihren Klängen den schönsten Tod gefunden, den Tod auf dem Bett der Ehre für Fürst und Vaterland, ist es doch, als läge in der Melodie der „Wacht am Rhein“ die ganze Geschichte des letzten Krieges und der arme, seit Jahren invalide Doctor hörte sie zum ersten Mal. Wer hätte in seinem engen Stübchen bei fremden Leuten sich die Mühe geben sollen, sie ihm vorzusingen! Mutter Simon hatte fast zwanzig Jahre hinter ihrem Ladentisch am Altmarkt gestanden, immer die brennende Liebe zu Armen und Kranken im Herzen, aber treu ausdauernd bei ihrer Pflicht, bis die Stunde schlug, in der Gott ihr den Weg zeigte, den sie gehen sollte. Sie geht diesen Weg aber nicht allein, sie zieht all die Thrigen, Freunde und Verwandte, mit hinüber auf diesen dornenvollen und doch blüthenreichen Pfad, sie müssen Alle helfen bei der Arbeit für die Leidenden, und wenn es sich auch nur darum handelt, einem armen Kranken Gesellschaft zu leisten. Natürlich fehlt es der Anstalt auch nicht an Besuchen aller Art, ja, es muß denselben zuweilen Einhalt gethan werden, große Freude erregt es aber immer, wenn die Frau Kronprinzessin von Sachsen die Heilstätte mit ihrem Besuch besehrt, wie denn der sächsische Hof überhaupt großes Interesse an dem Wirken der Frau Simon zeigt. Einmal aber erregte der Besuch der Frau Kronprinzessin doch einen gelinden Schrecken; es war eine neue Buttermaschine angekommen, und sämmtliche Hausbewohner hatten sich um diesen wichtigen Wirthschaftsgegenstand versammelt; Alle wollten bei der Bereitung der Butter helfen, Einer nach dem Andern drängte sich hervor, um zu drehen, der lange Feldwebel sogar stand, den Arm in der Binde, dabei und sah zu, wie der Doctor mit einem sonst höchst eleganten Lieutenant im Buttern wetteiferte, als der Wagen der fürstlichen Frau zum Thor hereinfuhr, die ganze Gesellschaft auseinander stob, und Mama Simon im Morgenhäubchen ihre geliebte Protectorin empfangen mußte. Die geistvolle Fürstin aber lächelte nur über den Schrecken, den sie hervorgeufen, und war huldreich wie immer; war sie doch am Tage vor der Eröffnung mit ihrem erlauchten Gemahl in der Anstalt erschienen, um ihre Segenswünsche persönlich auszusprechen. Uebrigens hatte auch die deutsche Kaiserin, die allen humanitären Bestrebungen ihre Gunst zuwendet, am Eröffnungstage ihren Glückwunsch in einem sehr gnädigen Handschreiben ausgesprochen. Es thut wohl, zu sehen, wie in Palast und Hütte sich die deutschen Frauen regen für Armut und Elend, von der Kaiserin bis zu dem 81jährigen Fräulein, das arm an Mitteln mit glücklichen Fingern Strümpfe und Shawls für die Kranken der Frau Simon strickt.

Nur kurze Zeit ist es her, daß Mutter Simon ihre Anstalt der Oeffentlichkeit übergab, es ist eine Ehrensache der deutschen Frauen, ihr zu helfen bei ihrem schweren Werk, damit sie das Ziel erreiche, das sie sich gesteckt. Uebrigens ist sie auch bereit, Kranke aus dem Civilstande in Pension zu nehmen, um dadurch in die Lage versetzt zu werden, immer mehr Invaliden eine Freistatt gewähren zu können. Freilich ist der Raum gegenwärtig noch sehr beengt, helfen ihr aber ihre Mitschwester am Neubau, dann wird ein Asyl gefunden sein für viele Einjame aus allen Ständen und hoffentlich wird man dann auch in anderen Städten dem Beispiel der milden, klugen Frau folgen und ähnliche Anstalten errichten, deren Mangel sich oft schmerzlich fühlbar macht. Im October soll zu Darmstadt der Frauentag gehalten werden, Frau Simon wird auf denselben über ihre Erfahrungen in der Armen- und Krankenpflege berichten, gewiß ein edleres Thema für einen Frauentag, als politische Gleichstellung mit den Männern. Mögen dann alle Frauen ihr ein offenes Ohr leihen und sich ermuntert fühlen, ihrem Beispiel zu folgen. Die dienende Liebe ist der Frauen höchstes Recht!

Wirthschaftsplaudereien.

Pfeffermühle für die Tafel. In jeder Haushaltung sollten Gewürze niemals gepulvert gekauft, die selbst gepulverten aber nie in Holz, sondern in Gefäßen aus Metall oder Glas und wohl verschlossen aufbewahrt werden. Nicht nur verliert das gepulverte Gewürz leicht an seinem kräftigen Arom, sondern es sind auch die allermeisten Sorten gepulverten Gewürze der Kaufleute mit werthlosen anderen Pulvern verfälscht; in Berlin existirten noch vor wenigen Jahren (ob jetzt noch, ist uns unbekannt) zwei Fabriken, welche ausschließlich verfälschte Gewürzpulver darstellten,



die häufig nicht eine Spur der frischen Gewürze enthielten. Doch darüber ein anderes Mal. Unsere Abbildung stellt ein elegantes Tischgeräth aus Neusilber vor, dessen Füße gleichzeitig zum Drehen des kleinen Mahlwerkes, welches sich in der mit den ganzen Pfefferkörnern gefüllten Büchse befindet, dienen. Am Boden der Büchse ist ein kleiner Schieber angebracht, durch welchen die Pfefferkörner in die Büchse geschüttet werden. Eine solche Pfeffermühle in Alsenide gearbeitet kostet in Cohn's Hauswirthschafts-Magazin, Berlin, Hausvoigteiplatz 12, drei Thaler.

Das Auffärben gebräuchter Zeugstoffe in Braun und Schwarz. Wir kommen hiermit dem mehrfach an uns ergangenen Wunsch nach, eine leicht ausführbare und praktische Anleitung zum Selbstfärben getragener Zeuge zu geben. Braun und Schwarz werden aus naheliegenden Gründen in den meisten Fällen die geeignetsten Farben für das Selbstfärben sein; an wirklich werthvollen Stoffen wird die Hausfrau mit Recht sich nicht selbst mit Farbe-Experimenten wagen wollen, sondern sie lieber der geübten Hand des Färbers anvertrauen; mehrfarbige Stoffe können überhaupt nur braun oder schwarz gefärbt werden. Mit den hier gegebenen Rezepten kann man sowohl Seide, Wolle, Baumwolle, Halbseide und Halbwolle färben. Ein gleichmäßiges Färben der Stoffe hängt wesentlich von der Sorgfalt der Behandlung ab, mit welcher man die Stoffe zum Färben vorbereitet. Kein Farbstoff vermag gleichmäßig in das Gewebe einzudringen, wenn auch nur eine Spur von Fett oder Schmutz auf der Zeugfaser haftet. Auch der scheinbar reinste Stoff muß daher vor dem Färben einer gründlichen Reinigung unterworfen werden. Baumwollene Stoffe werden wie bei der gewöhnlichen Hauswäsche behandelt, halbwollene werden mit warmem — nicht heißem — Wasser und Marzeiller Seife gewaschen; seidene Stoffe wäscht man heiß mit Marzeiller Seife. Nach dem Waschen werden die Stoffe sehr sorgfältig gespült (Wolle mit reinem lauwarmem Wasser); bleibt noch etwas Seife im Zeug, so wird sie stets ein ungleiches Färben verursachen.

Getragene Kleidungsstücke zertrennt man am besten ganz und gar und heftet die einzelnen Theile so aneinander, daß sie möglichst gleichmäßige Flächen bilden und daß alle Falten vermieden werden. Bezüge und kleine Stücke hefte man an die größten, so daß man beim Färben immer nur ein Stück zu handhaben hat. Unzertrennte Kleidungsstücke selbst zu färben ist nicht rathsam, weil die Farbe gewöhnlich ungleichmäßig ausfällt.

Beim Schwarz- und Braunfärben achte man darauf, daß die gewünschte Farbe sich der auf dem Stoffe vorhandenen anpaßt; man mache daher beim Braunfärben keinen Zusatz von Rothholz, wenn der Stoff schon roth war, und suche beim Schwarzfärben eines rothen Stoffes durch Zusatz von Gelb (Gelbholz) das Roth möglichst zu verdecken.

Schwarzfärben. Halbwolle und Baumwolle behandle man folgendermaßen: Zum Färben von 1 Kilogramm (2 Pfund) Stoff löse man 133 Gramm (8 Zollloth) gutes französisches Blauholz-extract in etwa 1 Liter kochenden Wassers auf; ist das Extract völlig gelöst, so seigt man die Lösung durch Leinwand in einen kupfernen Kessel, setzt so viel Wasser hinzu, daß man den Stoff bequem in der Flüssigkeit herumziehen kann, bringt den gereinigten und ausgebreiteten Stoff hinein und kocht ihn 1/2 Stunde in der Flüssigkeit. Man nimmt ihn dann aus dem Kessel, drückt die Farbe so viel als möglich aus, breitet den Stoff aus und läßt ihn so etwa eine Stunde lang liegen. Während dieser Zeit löst man in einem anderen Kessel mit Wasser 33 Gramm (2 Zollloth) rothes chromsaures Kali und 12 Gramm (3/4 Zollloth) Kupfervitriol auf. Man erhitzt diese Lösung so weit, daß man eben noch die Hand darein halten kann, legt den ausgebreiteten Stoff hinein und erhitzt nun fast zum Kochen, ohne indeß die Flüssigkeit wirklich kochen zu lassen. In diesem Chrombade wird der Stoff etwa 1/2 Stunde beständig hin- und hergezogen, dann herausgenommen, gut ausgebreitet in eine Schüssel mit warmem Wasser gebracht, in welchem vorher 33 Gramm (2 Zollloth) Soda aufgelöst werden, und wäscht den Stoff darin. Bei halbwollenen Stoffen kann es vorkommen, daß, wenn das beschriebene Verfahren nicht genau eingehalten wurde, die erhaltene Farbe mehr grau als dunkelschwarz ist; in diesem Falle bringt man das gefärbte Zeug wieder in den Kessel mit Blauholzlösung zurück, setzt letzterer aber vorher 33 Gramm (2 Zollloth) Soda zu, und läßt den Stoff darin 1/2 Stunde liegen, während man die Flüssigkeit lauwarm erhält. Man nimmt dann heraus und spült gut. Die gefärbten wollenen Stoffe werden, nachdem sie zum Abtrocknen möglichst von allem Wasser befreit sind, auf einem Brett mit Nadeln so fest genagelt, daß sie sich nicht verziehen können, und in dieser Lage getrocknet. Nach dem Trocknen kann man den Stoff mit einem nicht zu heißen Plätt-eisen auf der linken Seite überplätten. Baumwollene Stoffe werden nach dem Färben gestärkt; man setzt dabei aber zweckmäßig der Stärkflüssigkeit, um sie dunkel zu machen, ein wenig von dem gebräuchtem Blauholz- und Chrombade hinzu. Nach dem Stärken windet man gut aus, läßt trocknen, sprengt ein und plättet. Halbwollene Zeuge behandelt man ebenso. Will man auf Halbwolle einen Glanz hervorrufen, wie das z. B. bei dem Wollen-atlas wünschenswerth ist, so fügt man der Stärke etwas Gummi-arabicum und etwas Wachs hinzu. Um Seide und Halbseide schwarz zu färben gießt man in eine geräumige Schale lauwarmes Wasser und fügt so viel salpetersaure Eisenlösung hinzu, daß die Flüssigkeit dunkelbraun erscheint. Die gut gereigte, ausgebreitete Seide oder Halbseide legt man in diese Flüssigkeit hinein und läßt sie eine Nacht darin liegen. Am andern Morgen nimmt man sie heraus, drückt sie gut ab und zieht sie durch eine Schüssel mit kaltem Wasser. Man macht dann eine Abkochung von 1 Kilogramm Gelbholz in Wasser, seigt die Flüssigkeit durch Leinwand in eine Schüssel und gießt so viel kaltes Wasser dazu, daß das Färbebad blutwarm ist. Den gespülten Stoff bringt man gut ausgebreitet hinein und läßt ihn eine halbe Stunde unter Bewegen darin liegen. Während dieser Zeit kocht man 500 Gramm (1 Pfund) Blauholz mit Wasser ab und löst in der durchgeseihten Brühe etwa 33 Gramm (2 Zollloth) Marzeiller Seife. Diese Flüssigkeit bringt man in einen kupfernen Kessel, fügt die vorher gebrauchte Gelbholzbrühe hinzu, bringt den Stoff ausgebreitet hinein und setzt das Gefäß auf das Feuer. Hier erwärmt man langsam so weit, daß die Flüssigkeit lebhaft raucht, und erhält, ohne zu kochen, bei dieser Temperatur so lange, bis die Farbe nach Wunsch ist; alsdann nimmt man heraus und spült. Man hütet sich, zu viel Blauholz anzuwenden,

da in diesem Falle das Schwarz einen eigenthümlichen bronzeartigen Schimmer erhält. Für Halbseide lasse man aus dem Blauholzbade die Seife fort. Die gespülten seidene oder halbwollene Stoffe werden gut ausgedrückt und dann durch eine schwache Auflösung von Gummi-arabicum hindurchgenommen, und alsdann auf der linken Seite mit einem Plätt-eisen trocken geplättet. Hierdurch werden die Stoffe gleichmäßig glänzend und steif. (Schluß folgt.)

Räthsel.

Bereint — nur Hülle; Getrennt — die Fülle Des Geistes schließt's ein, Wenn nicht die Hülle Den Werth hat allein.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. V, Seite 247.

Table with columns for White (Weiß) and Black (Schwarz) moves. Includes algebraic notation like '1) Th 5 - h 4' and 'A. K c 5 - b 4 +'. Includes a section for 'Lebende Dame in D' with moves like '1) Sp f 4 - d 3 +'.

Correspondenz.

Langjährige Abonnentin in der Schweiz. Waschen Sie das Gesicht abwechselnd einen Tag mit Schwefel-Campheerseife, den andern mit Carbol-seife (aus der Apotheke zu beziehen).

P. P. in G. Bedruckte Zeigstoffe, deren Muster schon durch bloßes Wasser sich entfernen lassen, kann man auch durch andere Waschmittel nicht reinigen.

Frau Marie. Wheeler Wilson und Howe'sche Maschinen.

Vielfährige Abonnentin aus Str. Der Kesselfeinstaub löst sich auf, wenn Sie das emaillierte Geschir mit verdünnter Salzsäure (1 Theil Säure, 10 Theile warmes Wasser) füllen und stehen lassen.

Deutsches Mädchen. Die „Keyl'sche Indische Haartinctur“ ist uns weder nach Besugnahme, noch der Zusammenfassung nach bekannt; wir sind erbötig, auf Einseitigkeit derselben ihre Schädlichkeit oder Unschädlichkeit chemisch prüfen zu lassen.

F. W. P. in Prag und Sabine in Frankfurt a. M. Es gelingt nur selten, das Transpiriren der Hände vollständig zu beseitigen, eine gewaltig unterdrückte Transpiration kann sogar sehr nachtheilige Folgen haben. Sie müssen die Hände täglich mit nicht zu kaltem Wasser (dem ein paar Messerspitzen voll Maupulver zugelegt wurde) waschen (eiskaltes Wasser fördert die Transpiration) und dann mit einem Pulver, bestehend aus gleichen Theilen Weichenwurzel und Talkum (aus der Apotheke) abreiben.

L. v. B. in S. Eichenrindelecke in Weiskleinen bestreut man mit Weiskleinfäure und hält sie 24 Stunden feucht; schließlich wäscht man sie in reinem Wasser aus.

Abonnentin aus Böhmen. Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth bei Bonn.

M. B. in G. Das Haarmittel des Conservateurs für Haarlebende Wähligeln ist mißwendig zwecklos. Nach der Unteruchung des Chemikers Schaedler besteht es aus 10 Th. Armatinactin, 5 Th. Glycerin, 10 Th. Spiritus und 60 Th. Wasser. — Hamburg!

Prof. Dr. E. Die Fabrik von Tallois in Paris soll allerdings zuerst Talmigold (eine goldplattirte messingähnliche Legirung) angefertigt haben. Der Name leitet sich wahrscheinlich von dem Namen dieses Fabrikanten und demi-or) her, nicht aber, wie ein Wiener Fabrikant nach behauptet, davon, daß sein Vorname Frauquott von den französischen Arbeitern in „Talmi“ abgekürzt worden sei. Ueber Talmigold und den damit getriebenen Schwindel finden Sie Ausführliches in den Berliner Industrieblätter, Jahrg. 1871, Nr. 41—45.

M. C. D. in Fr., C. S. in S. und A. B. in K. Um Rothweinflecke aus polirtem Marmor zu entfernen, befeuchtet man dieselben mit schwacher Kieselalösung, wäscht mit reinem Wasser nach und schleift mit feinem gestohnem, gestohnem, weißem Marmor mittelst eines Lappens, der in Wasser und dann in das Pulver getaucht wird, die Stelle ab. Zum Nachpoliren und Glänzenmachen des Marmors reibt man denselben dünn mit Politwachs (aus gleichen Theilen weißem Wachs und Terpentintöl gemischt) ein und polirt mit einem Leinwandballen nach.

C. S. Die Runenschrift, welche die Zeit in die Haut gräbt, läßt sich durch kein kosmetisches Mittel vertilgen, sondern allenfalls nur durch Schminke verdecken.

L. H. in B., C. S. in K., S. D. in G., C. B. in W., K. M. in W. bei B. Ein völlig unschädliches Mittel zum mechanischen schmerzlosen Entfernen der Haare ist das Filothron, käuflich bei E. Karig in Berlin, Hausvoigteiplatz 3 (Preis des Cartons 1 Thlr.). Bei einem dem Haarwuchs günstigen Haarboden wachsen auch die mit Sammt der Haarschnebel herausgebrachten Haare wieder nach. Kein Enthaarungsmittel, wenigstens kein unschädliches, vermag den störenden Haarnachwuchs für immer zu beseitigen.

F. v. S. in L. In Nr. 5 der Berliner Industrieblätter, Jahrgang 1866, ist die Frage, wie man die Nummer einer Brille, die man gebraucht, bestimmt, ausführlich beantwortet. — Ihre zweite Frage ist unverständlich.

M. R. in R. Dr. M. Lesser's sogenanntes „Toiletten-Geheimniß“ besteht aus einer Collection ganz gewöhnlicher Salben, Schminke etc., die keine irgendwie hervorragenden Eigenschaften vor ähnlichen anderen To-

lettemitteln besitzen. Näheres finden Sie hierüber in den Berliner Industrieblätter, Nr. 27 d. Jahres.

C. M. in D. Benzol oder eine Mischung aus Schwefeläther, Benzol und absolutem Alkohol (Brüner's Fledwasser) entfernen am besten Fettflecke aus Wollentoffen; um Ränder zu verhüten, fuchtet man vorher in einiger Entfernung um den Fettfleck ringsherum das Zeug mit Wasser leicht an und vertreibt beim Ausbringen der Flecke mit Benzol etc. das Fettmittel bis in den feuchten Ring hinein.

Frau N. in G. Das aus den Volkständer- und Mahagoni-Möbeln ausgeschwitzte Fett beseitigt man am besten durch Abreiben der Möbel mit Petroleum.

Frau N. in D. Die Strickmaschinen von D. Kummer in in Dresden.

Eine Abonnentin in Neustadt W. P. Ueber Wäsche und Färben von Seidenzeug, Spitzen, Federn, Handschuhe etc. finden Sie ausführliche Vorschriften in dem Buche „Wasser und Seife“ von Wilhelmine Buchholz (Hamburg bei F. P. Richter).

M. R. in K. Die sogenannte Effenbeinmasse besteht aus stearinirtem Gyps; man reinigt sie von Staub und Schmutz durch Auftragen eines dicken Stärkelleisters, den man eintrocknen läßt; er blättert sich dann mit Sammt dem Staub ab und kann durch leichtes Abreiben gänzlich entfernt werden.

C. S. in G. Das Universalpeisepulver des Dr. Göllis in Wien ist ein Gemisch, bestehend aus 84 Theilen doppeltkohlensaurem Natron, 6 Theilen Cremor Tartari, 1 Theil Salmiakgeist und 4 Theilen Schlämmeerde.

L. P. in B. Um das Kräuteln der Haare ohne das auf die Dauer schädliche Brennetzen zu vermeiden, bedient man sich folgenden Mittels: 2 Unzen Borax und 1 Drachme Gummi-arabicum werden in 1 Quart warmen Wassers aufgelöst, dazu fügt man etwa 3 Eßlöffel Kampferspiritus. Mit dieser Mischung wird das Haar Abends benetzt und aufgewickelt.

Lebende Dame in D. Der Haarbalsam enthält nach den Industrieblätter ein Weisalz; auch unser Chemiker fand die eingeklebte Probe bleibaltig. — Glauben Sie durch den Gebrauch des Mittels an Ihrer Gesundheit geschädigt zu sein, so müssen Sie, um dies festzustellen, schon einen Arzt consultiren.

L. M. Ursberg. Die Farbe der eingeklebten Probe von grauem Seidenzeug ist, wie wir uns überzeugt haben, so zart und gegen jedes Fledmittel so empfindlich, daß nichts übrig bleiben wird, als dasselbe, zertrennt, in eine Färberei (z. B. Spindler in Berlin) zu schicken.

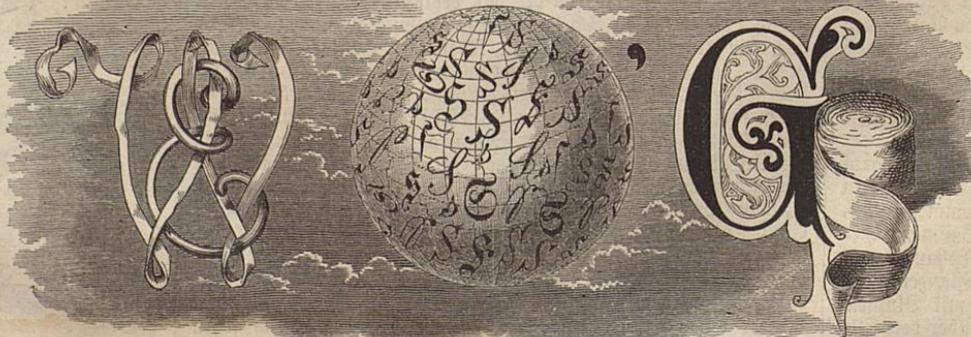
Abonnentin in Wien. „Die neueste Schule der Damenschneiderei“ von S. Klemm in Dresden entspricht allen Anforderungen, die man an einen guten Unterricht dieser Art machen kann. Unsere Zeit verlangt ja einerseits mehr und mehr, daß jede Frau mit einer besseren, künstlerisch-ästhetischen Bildung ausgerüstet sei und dieselbe auch äußerlich in ihrer Erscheinung zu bethätigen wisse, so wie andererseits nicht abzuleugnen ist, daß immer mehr Frauen darauf angewiesen sind, sich einen selbständigen Erwerb zu suchen, seitdem die alten Wege, auf denen sie ihre Subsistenz gewinnen konnten, nicht mehr ausreichen, weil die vielen ehemals notwendigen Hausarbeitsarbeiten nicht mehr als erzeugende und schaffende gelten können, während der Fabrikbetrieb im Großen alles zum täglichen Leben Nothwendige größtentheils besser und billiger liefert. Weiden Zwecke entspricht die Klemm'sche „Schule der Damenschneiderei“ in eminenten Weise, indem sie eine künstlerische Auffassung bei allem Wechsel der Mode ermöglicht, und zugleich die praktische Herstellung der Kleider in nützlichwerther Weise lehrt. Dabei ist vorzüglich gestrebt worden, überall die rechte Mitte beim Unterricht: Kürze und Anschaulichkeit einzuhalten, so daß weder dem Gedächtniß und der Auffassung, noch der Handgeschicklichkeit zu viel zugemuthet wird. Das Werk ist in siebenzehn Sectionen eingetheilt und werden darin nach und nach die Kunst des Maßnehmens, das Zuschneiden nach festen Grundrissen, die Abänderung der Modiform, z. B. des Taillenschnitts, und die Anwenbung aller solcher Regeln bei allen Arten von Kleidungsstücken eingehend gelehrt. Jeder Section sind die nöthigen Schnitttafeln zur besseren Erläuterung beigegeben. Wir können Ihnen demnach diese „Neueste Schule der Damenschneiderei“ als eine nützliche, zeitgemäße und allen Ihren Wünschen gewiß vollkommen entsprechende, bestens empfehlen.

Plauderfündchen. C. M. in S. Ihren Wünschen, verehrte Frau, entsprechen wir, indem wir Ihnen angelegentlichst als das beste Werk seiner Art empfehlen: Das Hauswesen nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin, mit Beigabe eines vollständigen Kochbuchs von Marie Suzanne Kübler. Rest ein Anhang über deutsche Literatur und Lectüre für Frauen und Jungfrauen von Chr. Defer. — Mit Holz-schnitten. Stuttgart. Verlag von F. Engelhorn. — Das Werk, 1849 zuerst erschienen, erlebte 1867 bereits die 5. Auflage. Die Verfasserin, Ehefrau des genialen Culturhistorikers Johannes Scherr in Zürich, hat sich durch Abfassung dieser trefflichen und geistvollen Arbeit ein großes Verdienst um die Frauenwelt erworben. Ueber alle materiellen sowohl, wie geistigen Bedürfnisse des Hauswesens und Familienwesens finden sich darin die besten Winke und Anleitungen einer klugen, praktischen und nicht minder fein gebildeten Hausfrau, die mit Recht an die Spitze ihrer Arbeit Gellert's Worte als Motto stellen durfte:

Das Publicum als Autor unterrichten Mit Geist und Anmuth, ist zwar schwer, Jedoch sein Haus von allen seinen Vätern Als Mutter und als Frau und täglich unterrichten Durch Wort und Beispiel, das ist mehr!

— Ludwiga. Erdmann Ende, der Autor jener Porträtblätter, die wir den Leserinnen des Bazar in Nr. 22 d. J. vorführten, zugleich der Schöpfer der kolossal Statue Jahn's, welche jetzt die Halenhalde bei Berlin ziert, ist ein Berliner von Geburt, sein Bildhaueratelier befindet sich in Morhof's; seine Privatwohnung ebendort in Berlin, Charlottenstraße Nr. 13, III. Ihre zweite Frage, C. Lise Polko betreffend, können wir dahin beantworten, daß die Productivität der geistvollen Dame in den letzten Jahren eine äußerst lebendige war. Nicht nur erschien von ihren berühmten „Mystifischen Märchen“ ein dritter Theil (Lpzg., Barth 1871), sondern auch neue Folgen ihrer Novellen ließ die Dichterin hervortreten (Freudvoll und Leidvoll, Lpzg. 1871; Im Vorübergehen, 1872; Verklungene Aftorde, Berlin, Poeschl); ferner den Roman: „Sie schreibt“, Lpzg. 1871 und „Plaudereien“ mit dem wohlgetroffenen von Scher in Düsseldorf ausgeführten Porträt der populären Schriftstellerin (Bremen 1871). Alle diese Bücher liefert Ihnen jede Buchhandlung in prachtvollen Einbänden. — L. B. in Stockholm. Aus den Reformen des englischen Postwesens durch Sir Rowland Hill schreibe ich der Gebrauch der Francatur her, d. h. Briefbindungen mit Marken als Zahlungsmittel zu verstehen. Diese Briefmarken (engl. postage stamps, frz. timbres postes), welche den Briefwechsel und Postverkehr unendlich erleichterten, haben sich allmählig in der ganzen Welt eingebürgert, und daher kommt es, daß Sammlungen verschiedener Post-Stempel, wie sie mehr und mehr ihre Liebhaber finden, das mannigfaltigste Interesse gewähren. Sind es doch historische, politische und geographische Zeugen von dem Fortschritt der Civilisation, Cultur-documente friedlichster Art aus allen Windrichtungen des Erdballs, die uns dann still verkündigen, wie sich die tausendfach nach Jungen und Landfriden abgeordnete Menschheit eins fühlt, wie sie sich sucht, findet, zu vereinigen und zu verstehen strebt. Das Postwesen ist in der That eine der großartigsten Staatseinrichtungen und Culturreisungen, und jeder materielle Fortschritt nach dieser Richtung — wir gedenken mit Bewunderung der energischen Förderung des europäischen Postwesens, die jetzt von dem Generalpostmeister des Deutschen Reiches, Heinrich Stephan, ausgeht — ein kraftvoller Hebel des geistigen Fortschritts. — Je leichter der Verkehr, je rascher die Annäherung der Gemüther auf den entferntesten Punkten unseres so kleinen und doch unter Umständen unermesslich großen Globus ist, desto segensreichere Früchte erwachsen hieraus für die friedliche Entwidlung der Völker. — Vielleicht ist es uns gestattet, gelegentlich diesem Gegenstande im „Bazar“ eine eingehendere Darstellung zu widmen; für heute begnügen wir uns, Ihnen und Allen, welche für das Postwesen sich insofern interessieren, als ihnen die Sammlung von Briefmarken ein reichliches Vergnügen gewährt, ein Album zu empfehlen, welches durch systematische Einrichtung und die Möglichkeit eines rasen einheitlichen Ueberblicks über das Verschiedenartige, das Interesse lebhaft zu erhöhen geeignet ist. Es ist das „Illustrierte Briefmarken-Album von A. B. Schiele“, dessen Werth sich schon durch die Annahme der Dedication seitens des deutschen Generalpostdirectors kennzeichnet. — G. R. 1. Das eingeklebte Gedicht ist formenwandig und zart empfunden; aber für 12 Strophen entschieden an Inhalt zu gering. — Emma W. in R. (Schleien). Nicht ohne Talent, aber unreif. Wir machen aus Unparteilichkeit und kritischer Strenge keinen Ausnahmefall. — Italienerin. Gusta Grisi ist gewiß eine eminent interessante Künstlerin gewesen, und können wir wohl gelegentlich auf die Erfüllung Ihrer Bitte zurückkommen. — M. C. in Walden. Leider nicht zu vermeiden.

Rebus.



Notiz.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen. Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird. Die Expedition.